

Zeitschrift: Schweizer Schule
Herausgeber: Christlicher Lehrer- und Erzieherverein der Schweiz
Band: 11 (1925)
Heft: 53

Anhang: Seminar : Beilage zur "Schweizer-Schule"
Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 09.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Seminar

Beilage zur „Schweizer-Schule“

Schriftleitung: Georg Schnyder, Seminarlehrer, Hitzkirch

Inhalt: Zur Einführung — Vom Bodensee — Der große Fehler — Die rätoromanische Sprache — Zum Geschichtsunterricht — Hochhaltung des Heimatlichen und die Monatsnamen — Brief aus Hitzkirch — Ein Schulbesuch — Die junge Zeit



Zur Einführung

Liebe Seminaristen!

Die „Schweizer-Schule“ bringt hier eine neue Beilage. Sie ist für Euch bestimmt und soll ganz nach Euren Wünschen gestaltet werden.

Der Schriftleiter tritt bescheiden in den Hintergrund. Er verzichtet sogar auf eine Programmepistel. Zwar tut er dies nicht gern, weil vor allem zu klagen wäre über die gänzlich mangelnde Führung zwischen unsren Lehrerbildungsanstalten; aber er will den lang bemessenen Raum ganz zu Eurer Verfügung stellen. Auf eine erste bescheidene Bitte sind so viele Arbeiten eingetroffen, daß wir ein viel seitenreicheres Blättchen in die Welt hinaus schicken könnten.

Die Auswahl war schwer zu treffen, und etliches mußte überdies gekürzt werden. Die erste Nummer ist vielgestaltig; sie bringt neben mehr wissenschaftlichen Aufsätze auch Stimmungsbilder. Was gefällt Euch besser? Was vermisst Ihr? Wollt Ihr in Eurem Blättchen einen Briefkasten? Quartalberichte aus unsren verschiedenen Seminarien? Bringt Eure Wünsche frisch und frank vor! Macht Vorschläge und Anregungen! Vor allem: benützt die Gelegenheit zu den ersten schriftstellerischen Flugversuchen!

Das „Seminar“ will in keinen Wettbewerb treten mit den andern Beilagen des Hauptblattes. Der Seminarist wird sich nicht neben die Praktiker der „Volkschule“ und neben die Gelehrten der „Mittelschule“ stellen wollen. Um ein Bild zu gebrauchen: den Rednern im großen Saal wird er lernbegierig lauschen, und in die verschiedenen Stuben der Lehrer wird er gern einen gewundrigen Blick werfen, aber hantieren mag er nur im Dachzimmer unter seinesgleichen. Und der hier die Aufsicht führt, wird freilich dafür sorgen, daß ein guter

Ton herrscht; im übrigen freut er sich umso mehr, je lebhafter Ihr Euch gebärdet.

Selbstverständlich haben auch die Seminaristinnen bei uns ihren Platz; wir geben ihnen sogar feierlich das Vollbürgerrecht; und wenn von den freundlichen Beiträgen aus Stans, Cham und Baldegg diesmal auch nur ein einziger Aufnahme gefunden hat — ach, leider noch stark beschnitten! — so wollen wir damit nicht sagen, daß wir die weibliche Mithilfe nur aus Gnade und auf Zusehen dulden. Nein, wir wissen ganz gut, daß die werdende Lehrerin die gleiche Achtung verdient wie der fünfzige Lehrer; beide sollen einst der nämlichen hohen Sache ihr Leben widmen!

Gewiß wäre es auch wünschenswert, wenn die Seminarlehrerschaft ein Fachblatt hätte. Über manche wichtige Angelegenheit könnte man sich hier beraten. Unser „Seminar“ steht den hohen Herrschaften aber nicht zu Diensten; es gehört ganz den Zöglingen! Tatsächlich wächst in unsren Seminarien manche Persönlichkeit heran, die später etwas gelten wird; und manch einer hat schon jetzt etwas zu sagen, wäre es auch nur ein leiser Stoßseufzer in dichterischer Form.

In den 1850er Jahren kam es vor, daß die Zöglinge verschiedener Seminarien ein gleiches Ausflugsziel wählten und sich in turnerischen und gesanglichen Wettkämpfen maßen. Diese schöne Sitte lebt nicht mehr, trotzdem — und seitdem! — wir Eisenbahnen besitzen.

Wenn es nicht möglich ist, daß Ihr einander von Angesicht kennen lernt, so tretet wenigstens geistig miteinander in Verkehr!

Seid alle herzlich begrüßt! Nehmt die Versicherung, daß Euch jederzeit mit Freuden zu Verfügung steht

Der Schriftleiter.

Vom Bodensee

Wenn es wahr ist, daß eine Landschaft auf den Menschen Einfluß hat und ihre Seele sich in die See des Menschen eingießt, so ist mir die Liebe zu unserer Heimat, die Liebe zu unserm Geburts- und Jugendlande ein trefflicher Beweis dafür. Die Natur kann infolge unserer freien offenen Kinderseele am ehesten in uns Platz ergreifen und das ganze Leben hindurch in uns fortwirken. Darum liebt der Sohn der Berge seine Höhen, weil sie sich mit ihm verbrüderet haben; sie bilden zusammen ein Naturganzen. Deshalb hat der Seebewohner in Höhen immer wieder das Heimweh nach der weiten blauen Fläche, weil er ohne den See, ohne die unendliche Weite, sich nur etwas Halbes fühlt. Und weil es zuletzt nur eine Schweiz gibt, so lieben wir sie aus echtem Stolze. Dieses Jugendland bleibt in uns wie eine Gnade, die lebt und immer neu sich wirkt.

Aber auch fremdes Land kann mit immer neuer Schöpferkraft uns anziehen und bannen und bleibend uns an seinem Bilde groß erziehen. Wir sagen dann: „Er hat sich langsam daran gewöhnt.“ Gewohnheit ist aber etwas Fesselndes, etwas, dem schwer zu entsagen ist.

Rorschach ist außerordentlich reich an fesselnden Naturschönheiten. Denken wir nur an die schöne Lage am See, an die malerische Landschaft des Rorschacherberges und an die sich öffnende Ebene gegen Westen hin. Das Landschaftsbild ist kein abgeschlossenes, sondern vielmehr ein weites, das durch den See noch größer, nicht aber zerstreuernder wirkt. Wie weit nun diese Zusammenhänge dem Kommen- den erkennbar sind, so kann er sich doch im Anfang nicht glücklich schätzen, gerade in diese Gegend verschlagen zu sein, und er braucht Tage und Wochen, bis er anfängt mitzuleben.

Anfangs litt auch ich darunter; denn ich war in einer Gegend erzogen worden, die keinen See hatte, in einem Dorfe, das von Höhen und Hügeln allseitig umschlossen war. So hielt ich mich nicht an die fremde Natur, sondern an die „Offenbarungen der Schule“ und fand zu ihnen umso mehr Hingiebung, je mehr mir meine Heimat nicht ersetzt werden konnte. Wenn ich aber auch darin nicht die gewünschte Befriedigung fand, so suchte ich bei meinen Freunden Ruhe und Liebe. Und es ist wohl in dieser Zeit niemand so wohltuend als ein guter Freund, der uns versteht, liebt und auch stützt.

Das gesellige Leben unter uns wird gepflegt durch einen kleinen Orchesterverein und einen Turnverein. Schade ist es, daß nicht auch eine kleine literarische Gesellschaft vorhanden ist, die den Zweck hätte, uns Schweizerlehrer mit deutschen Dichtungen, und mehr noch mit den schweizeri-

schen Erzeugnissen bekannt zu machen. Aber es ist vielleicht schon ein Anfang gemacht durch den neulich von uns Seminaristen dargebotenen Mozartabend, in dessen Mitte zum erstenmale vor der großen Lehrer- und Schülergemeinde auch ein Vortrag über Mozart stand.

Durch das Gebundensein an das Haus werden die freien Stunden kostbar und deswegen für den Naturfreund doppelt reich. Und in landschaftlicher Hinsicht bietet Rorschach unsäglich viel. Der See mit seinen lachenden Ufern, sonnenbeschienenen Forsten, grünen Matten, wallenden Obstwäldern des Diesseits und dem leis herüberstrahlenden Jenseits, das manchmal wie ein verhallernder Ton herüberklingt, bauen in uns eine neue Heimat auf. Wir lieben die große blaue Fläche, wenn sie Spiegel der Landschaft ist, lieben das graue Wasser, wenn es in peitschenden Wellen das Ufer bestürmt. Und haben wir klares Wetter, fliegen weiße Wolkenfahne über dem See, so begreifen wir auf einmal Ferdinand Hodlers wundersame Seebilder. — Wer aber den See im Monde schauen will, der lese das Gedicht von Annette von Droste-Hülshoff, das heißt: „Mondesaufgang“. Er wird darin das milde, verklärte Licht fühlen, in dem unsere Gegend selig lacht und zittert.

Der Sommer ist hier prangend, voll, daß man die Übersfülle fast nicht ertragen kann. Ich liebe den Frühling. Man sieht ihn aus dem Wasser langsam hinauf bis über den Hügelzug steigen. Sind die Wiesen oben am Hang noch gelb, so erlöst uns unten das saftgrüne Land von jedem Winterleid. Und geht gar noch ein lauer Wind erlösend in den Höhen, so leben die mittelhochdeutschen Frühlingslieder neu auf, und man singt: Ahî, nu kumet uns diu zit, der kleinen Vogelline sanî . . . Dann dehnt, weitet sich das Auge; das Herz hebt sich und schlägt, wie wenn die Liebe uns umfangen hielte. — Den Herbst lieb ich, weil er mir nochmals die Wiese wiedergibt, der ich zwischen Stämmen den Berg hinauf nachsehen kann. Die Klarheit ist in dieser Zeit groß, das ganze Bild wird näher und abgeschlossener. Aber bald stellen sich die Nebel ein, die uns den Rorschacherberg, den „hohen Olymp“, in undurchdringliche Wolken einhüllen.

Ja, er ist tatsächlich ein Götterberg, aus dem die Geister ihre Blitze entsenden und in donnernden Wagen hoch über dem See, fern hinter fremden Hügeln rollend verschwinden. Doch manchmal zerreißt die Sonne den dichten Wall, und hoch oben strahlt silberüberflutet die gewölbte Götterwiese zu uns herab. Über diesen Berg gehen die starken Gewitter. Die Wolken wallen über ihn oder setzen in wildem Sturme wie auf schnellen

Hengsten hinweg. Dann rauscht der Wald; es ist, als ob ein großer Heerzug mit verworrenem Murren, Waffengeflirr, kläffenden Hunden und wiehernden Pferden und polternden Wagen, wie im Traume über ihn hinweg, nach Osten zöge. — Es wäre ein richtiger „Prometheushügel“ nach der Auffassung von Arnold Böcklin. — Im Winter, wenn der Schnee girrt und der hohe Hügel wie gefroren steht, gibt es wohl keinen schöneren Schneehügel mit kristallenen Tannenwäldern zu denken.

Rehren wir nun noch einmal an den See zurück. In trüben Herbsttagen vermengt sich der Nebel mit der grauen Wasserfläche. Dann scheint der See ein Meer ohne Ufer zu sein. Wer man erlebt die Täuschung, als ob der See eine einzige, sanft ansteigende, kommende Welle wäre. Dann bringen wir so starr in die graue Ferne, so selbstverloren, so sehnüchtig. Der graue Vorhang öffnet sich, und wie ein gottgesegnetes Eiland zieht das jenseitige Farbenuster unserer ganzes Sein hinüber. Wie schwer drückte es mich zu wissen, daß über dem See Menschen darbten, und wir ihnen in tausend Fällen, wo wir es imstande gewesen wären, nicht

helfen durften. Hat denn nicht jeder See, so auch der Bodensee, etwas Einigendes in sich? Warum soll dieser natürliche Gedanke nicht zur Ausübung kommen? In hellen Wintertagen bietet der Blick von Rorschach nach den zwei vorspringenden Seeorten Arbon und Romanshorn dem Auge wunderbare Bilder. Das näher gelegene Arbon mit seinem breiten Römerthum malt ein sonniges Land zu uns, während Romanshorn traumverunken da liegt. Es erweckt in mir das Bild einer russischen Hafenstadt im Winter; so stelle ich mir Petersburg vor, weit von der See aus gesehen.

Nun glaube ich nicht mehr, beweisen zu müssen, daß Rorschach mir lieb geworden ist. Wie die Leute hier sind, kann ich nicht sagen, da ich sehr wenig mit ihnen in Fühlung komme. Doch ich habe die Gegend zu lieben versucht und wurde reichlich wieder geliebt. Wer aber voll und ganz den Geist dieser Lande in sich aufnehmen will, der wende sich an das einstige fränkische Mädchen mit hellblauen Augen, an die spätere jungfräuliche Frau: Annette von Droste-Hülshoff.

Richard Moser, Rorschach.

Der große Fehler

Ein Tagebuch liegt vor mir. Es ist in den letzten Sommerferien entstanden und erinnert mich an meine erste Stellvertretung.

Es war in einem kleinen Bergdorf. Meine Schüler waren alles Bauernjungen. Sie brachten mir den würzigen Duft des geernteten Heus in die Schule, stritten sich in der Pause, wer am meisten Milch in die Käseküche bringe und erzählten mir von hundert Dingen, die für einen Bauernbuben höchst wichtig sind.

So beweglich und geschwätzig sie aber in der Pause waren, ebenso still waren sie während des Unterrichts. Hier waren es gar nicht mehr die gleichen Kinder mit der frischen Natürlichkeit und der kindlichen Lebendigkeit. Das gefiel mir nicht. In Befolgung von Salzmanns Satz, daß von allen Fehlern seiner Zöglinge der Erzieher den Grund in sich selbst suchen müsse, stellte ich eine ernste Gewissensersorschung an; ich bereitete mich jeden Abend noch gründlicher auf die Lektionen vor und schrieb noch mehr Seiten voll Präparationen. Aber es half alles nichts, bis ich ganz zufällig den Fehler entdeckte.

Es war an einem sonnigen Nachmittag, an dem die Bauern ihre Buben auf dem Felde wohl brauchen konnten. Darum durften die Schüler der drei oberen Klassen zu Hause bleiben. Trübselig rückten die Kleinen her, die lieber einem Schmetterling nachgesagt wären als sich eine Stunde lang mit den dummen Buchstaben abzuplagen. Auch ich hatte keine große Lust, dem Stundenplan weiter zu

folgen, der mir noch Sprachunterricht befahl. Und so fragte ich: „Was wollen wir denn heute noch machen?“

Ich erschrak fast selber ob meiner Frage. Wenn jetzt ein Inspektor in der Nähe gewesen wäre! Auch die Kinder schienen überrascht zu sein, denn alle schwiegen. Doch nur einen Augenblick. Und dann ging's los in freudigem Durcheinander:

„Zeichnen!“

„Eine Geschichte erzählen!“

„Nein, Lieder singen, Lieder singen!“

Zu meinem Schrecken vereinigte der letzte Wunsch die meisten Stimmen auf sich, denn ich bin kein Sänger! Meine Klassengenossen im Seminar beneideten mich oft um meine freien Stunden, in denen sie sich mit Harmonielehre, Gesangsmethodik und andern derartigen Dingen beschäftigen mußten. Sonst kümmerte ich mich um diese Fächer blutwenig. Heute aber wäre ich um nur ein wenig musikalisches Talent und um ein bisschen gesangsmethodisches Geschick froh gewesen. Doch es gab kein langes Überlegen. Und so teilte ich den Kindern meinen Entschluß mit: „Heute dürft ihr mir erzählen und singen, was ihr wollt!“

Doch vorher schlossen wir die Fensterläden, um vor der heißen Sonne sicher zu sein. So saßen wir in einem traulichen Halbdunkel. Jemandwo durch eine Ritze stahl sich ein Sonnenstrahl zu uns herein. Tausend und tausend kleine Stäubchen spielten darin. Und ganz hinten, in einer staubigen Ecke, glaubte ich die Poesie sitzen zu sehen. Nicht

die steife alte Dame Kunstpoesie, sondern das Bauernmädchen Volkspoesie mit seinen strohgelben Zöpfen und seinem schelmischen Lachen.

Was ich vorher nie erreicht hatte, geschah: jetzt redeten meine Schüler. Sie erzählten mir von ihren Erlebnissen, sangen Lieder, die ihnen nicht durch graue Notentheorie verleidet wurden, und ein kleiner Knirps deklamierte mir allerliebst vom Weihnachtsbaum. Es fiel keinem auf, daß wir ja erst Sommer hatten.

Als die Stunde zu Ende ging, waren Schüler und Lehrer um ein Erlebnis reicher.

Ich aber hatte meinen großen Fehler erkannt und wußte nun, daß wir nicht die Kinder mit uns selber verwechseln dürfen. Die Schule soll die Kinder zu Worte kommen lassen. Sie soll — ohne ewiges Kritisieren — die Eigenart der Schüler achten. Nur so wird sie freudiges Leben schaffen, nur so auch wird sie Persönlichkeiten erziehen können.

Emil Achermann, Hitzkirch.

Die rätoromanische Sprache

Von Mathias Tuor, Chur

I.

Es wird unsere lieben Freunde im Unterland vielleicht interessieren, einiges über das Leben und Denken ihrer Kameraden im hochgelegenen Bündnerland zu erfahren. Wohl in der ganzen Schweiz gibt es kein Lehrerseminar, in dem drei Landessprachen vertreten sind, wie bei uns in Chur. Friedlich sitzen der Deutschgeborene, der Romane und der Italiener, wie treue Brüder, auf der gleichen Schulbank. Nur die Liebe zur Muttersprache fügt die einzelnen Gruppen fester ineinander. Besonders wir Romanen halten stark zusammen. Wie fühlen sich unsere Herzen gehoben, wenn es uns beschieden ist, ein Stündchen ungestört in unserer Muttersprache zu plaudern, besonders wenn sie flangvollen romanischen Lieder „sco nies agen Rein atras las vals dil Grischun“*), aus der Mitte unseres waifern romanischen Schülerchores erschallen! Zwar ist die romanische Sprache weder allgemein bekannt, noch weit verbreitet; aber dennoch ist sie uns unendlich lieb. Ein edler Sprosse der alten lateinischen Sprache, mit eigener Herkunft und eigenen Gesetzen, hat sie ein recht interessantes Schicksal gehabt, wie wir jetzt sehen werden.

Das Romanische entstammt dem Vulgärlatein, aus dem es sich nach und nach, wie alle andern neulateinischen Sprachen, entwickelte. Die Ueberreste aus der ersten Periode sind aber hier, wie überall, sehr düftig, da der Gebildete noch immer das alte, echte Latein als Schriftsprache benutzte. Erst zur Zeit der Völkerwanderung, durch die das römische Reich durch Völker, die größtenteils anderer Sprache waren, zerstört wurde, mußte das klassische Latein den Mundarten des Volkes weichen. Besonders wichtig ist die Zeit, in der die Kirche den Geistlichen befahl, in der Sprache des Volkes zu predigen. Für uns geschah dies auf der Synode zu Mainz im Jahre 847. Dieses Datum hat für uns große Bedeutung; denn es zeigt, daß man schon damals von einer romanischen Sprache reden

konnte, und es bildet ferner den Anfang unserer Literatur, indem nämlich eine Anzahl Predigten ins Romanische übersetzt wurden, das zu jener Zeit ganz Rätien, sowie das Vorarlberg und Tirol umfaßte.

In der zweiten Periode der Geschichte unserer Sprache — von 800—1500 — mußte das Romanische vielerorts seine Bedeutung einbüßen und dem Deutschen weichen. Dies geschah aus verschiedenen Gründen. Die politische und kirchliche Macht, die bis dahin von Romanen ausgeübt worden war, geriet in der ersten Hälfte des IX. Jahrhunderts in deutsche Hände. Die Folge war, daß bloß das germanische Volk das Romanische redete, während die Gebildeten mit Vorliebe das Deutsche sprachen und schrieben. Zudem ließen sich viele deutsche Kaufleute und Handwerker in romanischen Dörfern und Städten nieder. Deutsche Bauern bildeten in abgelegenen Gegenden ganze Kolonien im rätischen Lande. Zeugnis davon geben die noch jetzt bestehenden deutschen „Sprachinseln“, wie Obersaxen, Vals im Lugnez etc. Alles das waren harte Schläge für die Existenz unserer teuren Muttersprache. Immerhin hatte die Gründung der drei Bünde Rätiens einen romanischen Charakter. Dadurch mußte die Germanisierung für einstweilen haltmachen. Unser Kanton war am Ende des XV. Jahrhunderts noch ganz romanisch, ausgenommen die Städte Chur und Maienfeld, sowie die genannten „Inseln“.

In die erste Hälfte des XVI. Jahrhunderts fällt der Anfang der geschriebenen und gedruckten romanischen Literatur. Mit seinem Liede Chanzun dalla guerra dalg Chiasté d'Munsch*) wurde der Ladiner Johann Travers, 1527 deren Vater. Die Religionskriege Bündens brachten darauf eine ganze Anzahl gedruckter Bücher zum Vorschein, im Engadin seit 1552, im Oberland seit 1601. Trotz dieser verbreiteten Literatur gingen uns jedoch auch nach 1500 viele Gegenden verloren. So umfaßt das Romanische heute bloß die Gebiete des Vorderrheintales bis Ems, die Gebiete der Julia und der Albula, sowie fast das ganze Engadin und das Münstertal. Ferner freuen

*) „Wie unser Rhein durch die Bündner Täler.“ Aus dem Gedicht „Al cont Romontsch“ von Jl. Mathias.

*) Das Lied vom Müsselfried.

wir uns unserer romanischen Brüder, die draußen in den Dolomiten und drunter in Friaul am Adriatischen Meere unsere Muttersprache zu bewahren wußten. So bilden wir heute noch immer eine ansehnliche Familie von rund 40,000 Seelen.

Es ist nur zu bedauern, daß es uns Romanen trotz der geringen Ausdehnung unserer Muttersprache nicht möglich war, eine einheitliche Schriftsprache herauszubilden. Tatsächlich bestehen nämlich deren zwei, die ihrerseits wieder verschiedene Dialekte umfassen, nämlich das Ladinisch- und das Oberländer-Romanisch. Diese zwei Hauptsprachen besitzen nicht nur viele verschiedene Wörter, sondern sie unterscheiden sich auch hinsichtlich ihres Charakters. Das Oberländer-Romanisch — das auch im Oberhalbstein gesprochen wird — hat etwas Bestimmtes und Männliches in sich, weshalb es auch von Komponisten bevorzugt wird. Das Ladin hingegen klingt weicher und geschmeidiger, sodaß es uns eher an das alte Latein erinnert. Der mit unerschöpflichen Mühen verbundene Versuch von Pater Plazidius a Spescha (1752—1833) und besonders von J. A. Bühler (1825—1897), die beiden Idiome zu verschmelzen, schlug fehl; aber seither standen große Männer mit Leib und Seele für das Aufblühen der rätoromanischen Sprache ein. So sammelte der Oberländer Dr. A. Decurtins, „der Löwe von Truns“, (1855—1916), alle Kleinodien unserer Sprache in seiner Chrestomathie, wodurch das Romanische plötzlich, wie aus dem Boden gewachsen, stand. Seither erschienen einige gründlich durchgearbeitete Grammatiken und Orthographiebücher. So freuen sich die Engadiner heute der kostbaren Grammatiken von Pallioppi und Welleman, sowie der vor wenigen Jahren erschienenen Orthographie von Prof. N. Gilep. Wir Oberländer sind der Orthographie von Prof. A. Muoth Dank schuldig. Vor allem aber hat sich Prof. Dr. Joh. Cahannes

durch seine Grammatik, die, obwohl die erste dieser Art, ein unschätzbares Kleinod bedeutet, besonders verdient gemacht. Zudem erwarten wir in den nächsten Jahren ein romanisches Wörterbuch, an dem Dr. A. Vieli schon seit mehr als einem Jahre arbeitet.

In allen diesen Werken strebt man nach der Einigung der romanischen Sprache, was allerdings nicht von heute auf morgen geschehen kann. Wenn dies aber einst zustande kommt, so wird es zum größten Teil wohl ein Verdienst der „Ligia Romontscha“ sein, welche Vertreter aller Sprachgruppen umfaßt, und die schon lange für das Gedeihen des Romanischen arbeitet.

Diese kräftige Bewegung in unserer Sprache, die, wie ein starker Frühlingswind, durch alle unsere Täler weht, ist nicht dem Eigensinn und der Phantasie von Leuten entsprungen, die gerne Lufschlösser bauen, wie man leider manchmal hören muß. Sie ist der Pulsschlag der romanischen Seele, das rätoromanische Volk selbst, das sich in seiner Sprache und in seiner Kultur bedroht fühlte. Doch jetzt steht dieses Kleinod in der schönsten Blüte da; und wie eine mächtige Bündner Arve jedem Sturm und jedem Gewitter trotzt, so bietet auch das Romanische heute allen Drohungen und Gefahren mutig die Stirne. Wir blicken darum mit hoffnungsvollen Augen in eine glückliche Zukunft und sehen alle Neuerungen unseres Lebens immer enger verbunden mit unserer romanischen Muttersprache, zu deren Schutz und Schirm wir die ganze Tatkraft einsetzen wollen, bis dann endlich

„... ins mo aunc sin fossa a nus recitescha en viarva romontscha il davos paternies.“ *)

*) „... man an unserem Grabe in romanischer Sprache das letzte Vaterunser für uns betet.“

(v. Joh. Cadieli.)

Vom Geschichtsunterricht

Ein ungeheuerlicher Wust von Schriften methodischen Inhalts ist in den letzten Jahren erschienen. Über die zukünftige Gestaltung der einzelnen Unterrichtsfächer wurde und wird drauflosgeschrieben; aber über Methodik des Religions- und Geschichtsunterrichtes werden die Stimmen merkbar spärlicher. Vereinzelt hört man zwar auch da gewisse Forderungen. Ziemlich allgemein herrscht z. B. die Ansicht, unsere Lehrmittel genügten den Anforderungen eines anregenden, fruchtbaren Geschichtsunterrichtes nicht mehr. Es ist hier die Rede von den Lehrbüchern für Primar- und Mittelschulen. Die Kriegs- und Fürstengeschichte bildet den Hauptinhalt, den Kern dieser Geschichtsbücher; insgesessen bleibt für Kulturgeschichte ganz natürlich ein allzu spärlicher Raum. Diesem Mißstande

will man abhelfen. Die Forderung, der Kulturgeschichte eine größere Bedeutung beizumessen, als es bisher geschah, ist berechtigt. —

In erster Linie hat der Lehrer ein Interesse an der Verwirklichung dieser Forderung. Der Stoff ist für sich sehr anregend; er wird dem lernbegierigen Schulmeister, der sich darin umsieht, jedesmal wieder Neues bieten können. Das kann die Kriegsgeschichte nicht in dem gleichen Maße. Mich denkt, diese Kampf- und Schlachtengeschichten müßten den Lehrer mit der Zeit langweilen. Sie enthalten im Grunde genommen immer das gleiche. Auch der Schüler trägt von diesem Gedächtnisträum nicht viel davon. Interesse bringt er der Sache ja entgegen; und das ist ein gewichtiger Grund, auch in Zukunft diese Seite des Geschichtsunterrichtes nicht ganz zu

vernachlässigen. Wäre es nun aber nicht möglich, den Schüler auch für Kulturgeschichte zu interessieren? Wie müßte eine solche Geschichtsstunde etwa gestaltet werden, wie sähe ein derartiges Lehrbuch aus? Um auf diese Frage einzugehen, möchte ich auf die kürzlich erschienene Schrift von Robert Fahl „Die kultur. Entwicklung Deutschlands“ hinweisen.

In knapp 100 Seiten entwirft der Verfasser ein flores Bild vom Werden der deutschen Kultur. Die Arbeit muß als eine recht glückliche bezeichnet werden, sowohl in bezug auf die Art der Darstellung, wie auch in Rücksicht auf die Stoffauswahl. In der Darstellung ist ein neuer Weg eingeschlagen. „Kulturgeschichte in Längsschnitten“ bietet uns der Verfasser. Dieses Verfahren hat entschieden große Vorteile. Leicht ist einzusehen, und die Tatsache beweist es auch, daß es für einen 13jährigen Schüler eine recht bedeutende Erleichterung ist, wenn er ein geschichtliches Geschehnis ohne allzu große Rücksichtnahme auf nebensächliche Begleiterscheinungen zu beurteilen hat. Der zeitliche Zusammenhang spielt bei ihm eine wichtige Rolle, bietet ihm die notwendigen Anhaltspunkte, ohne welche er den Stoff nur so portionenweise auffaßt, die Gesamterscheinung aber auch nicht im geringsten versteht. Die Anlage vieler Lehrbücher für Geschichte ist in dieser Hinsicht sicher mangelhaft. Sie enthalten einzelne Kapitel über Kulturgeschichte; aber diese sind derart zwischen die Schlachtengeschichten verzettelt, daß der Zusammenhang kaum noch zu erkennen ist. Mühsam hat dann der Schüler jeweilen den Faden wieder zu suchen. Vielen gelingt dies nicht, da ans Gedächtnis zu hohe Anforderungen gestellt werden. Dazu erfordert das Studium der Geschichte im Querschnitte, daß der Schüler bereits einen umfassenden Blick hat, mehrere Erscheinungen zugleich auffassen und beurteilen kann. Soviel darf man aber von einem 12—15jährigen Schüler nicht erwarten. Es ist darum auch zu begreifen, daß die meisten im Stoffe hängen bleiben. Dieser Mißstand kann behoben werden. Wenig, aber das Wenige im Zusammenhang. Schauen wir, wie R. Fahl den Stoff in seiner Zusammenfassung anordnet:

„Das Bauerntum einst und jetzt“. Er beginnt mit der germanischen Urzeit, gibt hierauf ein Bild des Bauernstandes im Frankenreich, schildert seine Blüte im Mittelalter und den Niedergang am Ende des Mittelalters. „Der Bauernstand in der Reformationszeit“ ist ein weiteres Kapitel. Dann behandelt er die drückende Not, die infolge des 30jährigen Krieges über die deutschen Bauern hereinbrach. Einen besondern Abschnitt bildet „Bauernstand und Landwirtschaft in Brandenburg-Preußen“. Abschließend kommt das 19. Jahrhundert und die neueste Zeit zur Behandlung. In diesem Sinne sind auch die übrigen Kapitel ausgeführt: Das Städterwesen im Mittelalter. — Die Zünfte. — Das Heerwesen einst und jetzt. — Das Finanzwesen usw. Auffällig ist, daß der Verfasser mit keinem Wort das Bildungswesen auch nur erwähnt. Vielleicht mögen ihn die erheblichen Schwierigkeiten, die der Stoff einer kurzen und dennoch geiegenen Zusammenfassung bietet, veranlaßt haben, darüber nichts zu schreiben. Nun, das tut dem Büchlein weiter gar keinen Eintrag. In der jetzigen Fassung könnte es ohnehin nicht gut an unsren Volksschulen gebraucht werden. Es ist eben für Oberklassen der preußischen Volksschulen geschrieben. Überdies dürften einige Kapitel für uns weniger lohnend sein, so z. B. „Die Hansa“, „Die Entwicklung der Landwirtschaft und des Bauernstandes in Brandenburg“. An ihre Stelle würde man selbstverständlich Stoffe setzen, die für unsere Verhältnisse wichtig sind. Alsdann hätte der Lehrer Muße, im weiten Reich der Geschichte vernünftige Fußwanderungen durch lohnende und lockende Teillgebiete anzutreten, statt im Nachschlusszug durch die herrlichsten Landschaften zu rasen, wie E. Weyrich in der Schrift „Schach der Phrase im Geschichtsunterricht“ sagt. „Flüchtige Berührungen bringt nicht Erkenntnis, sondern Verwirrung, nicht Nutzen noch Freude, sondern Schaden und Ärger. Das gilt im Leben, darum auch in seinem Spiegelbild, dem Unterricht“. (Dasselbst).

Emil Bonarburg, Hitzkirch.

Hochhaltung des Heimatlichen und die Monatsnamen

Von den morgenländischen Kulturvölkern wissen wir, daß sie ihre althergebrachten Sitten und Gebräuche hoch in Ehren hielten. Denken wir z. B. an die Gründung eines Hausstandes bei den Griechen! Da trug die Mutter der Braut, nachdem die religiösen Feierlichkeiten beendet waren, eine brennende Fackel zu den Neuvermählten hinüber, um das erste Herdfeuer zu entzünden. Damit wollte sie sagen: „In diesem Hause soll der Sinn und Geist der Eltern herrschen und fortleben!“

Auch wir haben als sprachlich selbständige Germanen und besonders als Alemannen das Recht, ja sogar die Pflicht, das Herdfeuer unserer Vorfahren zu pflegen, d. h. das Bodenständige, niedergelegt in Sprache, Sitten und Gebräuchen, im Volkslied, im Märchen, in der Sage und vor allem in der Mundart, zu erhalten und zu fördern. Nur dann vermag das Heimatliche, besonders die Sprache, den fremden Einflüssen zu widerstehen und Neues, Eigenes hervorzubringen.

In diesem Sinne wirkten schon Karl der Große,

zur Zeit der Kreuzzüge viele Ritter und Adelige und später auch Luther. — Es ist aber merkwürdig, daß es dann wieder Zeiträume gab, wo gerade in höfischen Kreisen eher das Gegenteil der Fall war. Man glaubte, es gehöre zum guten Ton, französisch zu reden; denjenigen, der deutsch oder gar die Mundart sprach, konnte oder wollte man nicht mehr verstehen.

Eine andere Zeit brachte uns eine Menge von Fremdwörtern. Das ist nicht gerade etwas Schlimmes, birgt aber die Schwierigkeit in sich, diese eichig und genügend einzudeutschen. Dieser Gefahr ist die Sprache vielfach unterlegen, so z. B. bei der Uebernahme der römischen Monatsnamen. Wir schreiben den sounsovielten Januar, Februar usw. Diese Namen sind vielen schwer verständlich, andern gar nur inhaltslose Zeichen. Und dann erst September, Oktober, November, Dezember! Diese sind nicht bloß nicht deutsch, sondern in der Anwendung noch falsch dazu; denn September heißt der siebente, weil die Römer das Jahr mit dem März begannen; bei uns ist er aber der neunte Monat. Fort mit diesen Namen!

War denn die Bezeichnung immer so? Karl der Große gab den Monaten anstatt der römisch-heiligen Namen deutsch-christliche, und zwar nach dem Naturleben, nach den Arbeiten in Feld und Wald und nach den religiösen Festen. Den Dezember nannte er z. B. heilagmanoth, den August aranmanoth. Welche Klangfülle liegt da schon in

der Aussprache! Die Bedeutung ist klar und allen verständlich; Alehrenmonat heißt dieser, weil er in die Zeit der Ernte fällt; heilig oder geheiligt ist jener durch die Geburt des Heilandes.

Wenn wir heute deutsche Namen einführen wollen, müssen wir sie gar nicht weit suchen; in der Mundart finden wir ja bereits ganz schöne und gute. Im „Buutedüütsch“ kennt man einen Brachet, Heuet, Christmonet usw..

Bei der Auswahl muß aber darauf geachtet werden, daß man Namen nimmt, die nicht nur für eine bestimmte Gegend ihre Bedeutung tragen, sondern in ganzen Ländern, z. B. in der ganzen Schweiz, angewendet werden können. Hätten wir für den nämlichen Monat eine ganze Reihe von Namen, würden in diesem Wirrwarr wieder die „alten“, d. h. die fremden herbeizogen. Also, man muß ein Uebereinkommen treffen.

Nach meiner Ansicht sollte man diese Frage in einer schweizerischen Lehrerzeitung besprechen, Namen aus verschiedenen Gebieten und Mundarten sammeln, dann für ganz bestimmte, passende eine Abmachung treffen und mit Beginn eines neuen Schuljahres diese und daneben keine andern einführen. Dadurch würde bei unserer Jugend, die ja das zukünftige Geschlecht bildet, der Sinn für das Heimatliche angeregt; und in ein paar Jahrzehnten wären die fremden Namen verschwunden.

Aber wer macht den Anfang?

Peter Mäzenauer, Rorschach.

Brief aus Hitzkirch

Hitzkirch, den 10. Christmonat 1924.

Lieber Balz!

Da in dieser Nummer noch leerer Raum vorhanden ist, berichte ich Dir kurz etwas aus unserm Seminarleben.

Wie Du weißt, stehen wir in einer alten Ritter-Kommende; heute dürfte man sie jedoch besser Knappen-Kommende nennen. Weiter haben wir es ja noch nicht gebracht. — An Zahl haben wir dieses Jahr etwas zugenommen. Den Rittersaal füllen wir wieder mehr als zur Hälfte aus. Immerhin sind von den 72 Pulten noch 33 unbesetzt. Die eigentlichen Ritter, es sind deren 8, unterrichten uns mit wahrhaft ritterlichem Pflichtbewußtsein.

Das Wintersemester begann am 24. Herbstmonat und nahm bisher, wie gewöhnlich, einen ruhigen Verlauf. Es wird auch bei Euch so sein, daß Ihr etwas allzusehr mit dem Herumschleppen von Büchern beschäftigt seid. Bei uns sind fast alle angesichts von dem ewigen Pirschen nach Sechsern. Dabei erfährt aber gar mancher die Wahrheit des Sprüchleins: „Das Glück läßt sich nicht jagen von jedem Jägerlein, mit Wagen und Entzügen muß drum gestritten sein.“ (J. B. Scheffel).

Willkommene Abwechslung ins ernste Kommandeleben brachten die Kilbi und die St. Nikolausfeier. Ja, ich darf Dir schon sagen, daß diese zwei Freudentage für einige Zeit unser ganzes Denken und Fühlen in ihren Bann zogen. Sie bedeuteten für uns eine wohltuende Ablenkung im Alltagsleben. Vor allem der St. Niklaustag. Er ist zugleich das Geburtsfest unseres verehrten Hrn. Direktors. Ein reichhaltiges Programm, in welchem Gesangs- und Musikvorträge abwechselten, versetzte uns in eine wahrhaft festliche, fröhliche Stimmung. Dazu kam noch die Samichlausbescherung. Die Birnenwedeln waren besonders groß geraten, umso kleiner jedoch die Lebkuchen. Einige Frechlinge, die diesen Mangel zuerst bemerkten, verständen es auf vortreffliche Art, den Eltern die ihrigen abzulocken. Eine reichliche Zufuhr von Most und Sirup verhinderte das Austrocknen der Kehlen. — Ähnlich, aber in kleinerm Rahmen, feierten wir die Kilbi.

Indem ich Dir zum voraus fröhliche Weihnacht und ein glückliches, gesegnetes Neujahr wünsche, sende ich Dir meine herzlichsten Grüße.

Dein Heiri.

Ein Schulbesuch

Der Kirchenpatron von Hochdorf, der liebe heilige Martin, gibt allemal auch den Baldeggerstudenten frei. Wir benutzten den Tag zu einem Schulbesuch und wanderten froh durch das raschelnde Herbstlaub, dem stillen See entlang nach Hitzkirch. Nach einem stündigen Marsche standen wir beim Schulhause. Gleich nach dem Gebete klopften wir an der Türe des Herrn Oberlehrers Jans. Wie heimelig fühlten wir uns gleich! Das Schulzimmer ist wohl nieder und finster genug; aber wenn ich dieses Lehrers fesselnden Unterrichtston und seine freudige Erziehungsgabe hätte, wollte ich es doch gerne mit meinem erträumten geräumigen, modernen Schulsaal vertauschen.

Gleich begann der Unterricht mit der Erklärung eines Geschäftsbriefes. Und welche Überraschung! Der Lehrer verstand es, dieses trockene Fach, dem praktischen Arbeitsprinzip folgend, sehr interessant und lebhaft zu gestalten, daß es für die Kinder eine Freude und für uns ein Genuss war.

Mit dem Glockenschlag begann eine Besprechung über das Kochsalz. Die Einstimmung erfolgte mit einem Rätsel. „Tief aus der Erde komme ich,“ so begann es, und zum Schluß hieß es: „Und ich bin sogar ein Teil von dir“. Das Interesse der Kinder war geweckt und gewonnen. Jedes wollte zuerst den Kern der Sache enthüllen. Ein Vorwitz be-

hauptete zwar, die Kartoffel sei gemeint; ein Haussmütterchen aber wußte, wie das Salz der Köchin unentbehrlich ist. Nun folgte eine anschauliche Besprechung der Salzgewinnung im Anschluß an das Experiment. Um 1 Uhr war nämlich Salzwasser auf das Feuer gekommen, und während der ersten Unterrichtsstunde war das Wasser verdampft, und nur die Salzkristalle blieben zurück. Auch das schwächste Kind mußte die Sache verstehen, so anschaulich und lebhaft wurde der Stoff geboten.

Die schönste Lektion dieses genüßreichen Nachmittages war die Behandlung von K. F. Meyers „Bettlerballade“. Dieses Mal diente als Einleitung und Vorbereitung ein Rückblick auf die Apostelgeschichte. Es folgte ein wunderschönes Vorterzählen; darob wurde den Kindern das sonst so schwere Gedicht, das eigentlich gar nicht in ein Primarschulbuch hinein gehörte, ganz selbstverständlich und gewiß sehr lieb. Wie gut in das Gedicht eingeführt worden war, zeigte sich beim Nachlesen der Kinder.

Der lehrreiche Nachmittag verfloss viel zu rasch. Als wir wieder ins Freie traten, da leuchteten die Augen der künftigen Schulmeisterlein in heller Begeisterung. Wir alle fühlten und sagten es: „Wir waren in einer Muster Schule“. Dem verehrten Herrn Lehrer Jans nochmals besten Dank!

Ida Keel, Ballegg.

Die junge Zeit

Das ist die junge, die blutige Zeit,
Geboren aus Streit!
Auf einem wilden Pferde
Durchstürmt sie die Welt.
Es bebt die Erde
In heißen Weh'n:
Etwas Neues muß aufersteh'n!
An unsren Taten flebt unser Blut.
Sie ist wie Glut,
Sie wirft es mit in den Brand.
Meer, Himmel und Land
Formt sie nach ihrer Seele. —
Aber — da hebt Gott die Hand.

Und alle Quellen des Lebens singen
Hervor ans uralte, heilige Licht:
Denn was da lebt in allen Dingen,
Kann sterben nicht!
Und die Zeit hört staunend zu
Und sinkt an Seines Mantels Saum:
„Wahr bist nur Du,
Nur Du allein,
Alles andere ist Traum.“
Und führt in Demut
Die Hände Sein.

Erika Schubiger, Chur.

Seminar

Beilage zur „Schweizer-Schule“

Schriftleitung: Georg Schwyder, Seminarlehrer, Hitzkirch

Inhalt: Frühling — Freudiges Schaffen — Im Dunkeln wandern — Churer Brief — Grittis Festgabe — Der Roman, eine Gefahr der Jugend — Die rätoromanische Sprache — Zum Geschichtsunterricht — Innigkeit und Innerlichkeit — Morgen in den Bergen — Mitteilungen der Schriftleitung.

Frühling

Das ist ein sel'ges Werden,
Ein heller, froher Klang
In meines Herzens Tiefen
Die stillen Nächte lang.

Wenn draußen vor dem Garten
Die Düfte wehn herein,
Erwartend stehn die Blumen
Im hellen Mondenschein.

Und wie ein wilder Knabe
Die Arme reckt der Baum,
Das ist ein sel'ges Werden
Im weiten Weltentraum.

Sag, hörtest du das Jauchzen,
Das durch die Stille flang?
Ich wollt' es jubelnd spielen, —
Vor Glück die Saite sprang.

Erika Schubiger, Chur.

Freudiges Schaffen

Des Sommers letzte Rosen sind verglüht, Baum und Strauch stehen schmucklos da. Immer öder und verlassener wird's in der Natur und unwillkürlich fragen wir uns: Wo ist nun all die Pracht hingekommen, die sich noch vor kurzem unserem Auge bot? — Die Antwort ist: Sie ging den Weg alles Irdischen. All die Blümchen und Blättchen mussten sterben, weil der rauhe Winter kam und die liebe, warme Sonne nicht mehr so freundlich leuchtet. Und wie sollten die Pflänzchen noch grünen und blühen können ohne die Sonne? Auch dem Menschen strahlt ein Lebenslicht, ohne das sein Dasein kaum zu ertragen wäre: es ist die Freude. Das fühlt in der Tat auch jeder, und darum ruft und sucht arm und reich, jung und alt nach Freude, nach Wohlergehen und Glück, damit sich alles Würdige und Unangenehme des Berufes oder Standes leichter tragen lässt.

Wenn wir die Bewohner eines einzigen Ortes fragen könnten, wie ihnen ihr Beruf, ihre tägliche Beschäftigung zusage, so bekämen wir sicher verschiedene Antworten. Die einen sprächen freudig und voll Eifer von ihrer Arbeit, von ihren Mühen und Erfolgen; die andern zuckten die Achsel und wußten kaum was zu sagen; und noch andere würden schimpfen und wettern: „O diese elende Arbeit! Warum gehören wir nicht zu denen, die nur befeh-

len, ihr Geld zählen, vornehm leben und gut essen und trinken?“ Ja, so redet vielfach die heutige Welt. — Niemals aber eine katholische Erzieherin! Wenn sich ihr auch manche Schwierigkeit und manches Unangenehme bietet, so wird sie doch ein frohes Herz bewahren und freudig an die Arbeit gehen. Es wird ihr nicht schwer sein, wenn sie ihren Beruf richtig erfaßt hat. Gott hat sie zum Werkzeug erwählt, sein Ebenbild in unsterblichen Seelen zu vervollkommen und ihnen den Weg zu weisen zum zeitlichen und ewigen Glück. Welch hohe, ideale Aufgabe! Sollte die Berufung zum Seelsordienst nicht freudig stimmen? Und wenn uns auch Leid und Kummer drückt, so heißt es, alles zusammen draußen gelassen, was nicht in die Schule hineingehört. Freilich ist es nicht leicht, immer frohe Miene zu zeigen, wo es innerlich so ganz anders aussieht. Aber es muß sein, froher Mut und Freude sollen die tägliche Pflichtarbeit überschämen.

Wo aber können wir dieses freudige Schaffen lernen? Wo anders als im Seminar! — Und wenn später in unsren Schulstuben freudiges, frohes Schaffen daheim sein soll, so dürfen wir jetzt nicht versäumen, uns darauf vorzubereiten. Wir alle traten einst voll Eifer und Begeisterung durch das Tor, das uns den Weg der Wissenschaft freilegte. Aber haben wir nicht schon, leider vielleicht oftmals, fest-

stellen müssen, daß uns die Last des angestrengten Studiums drückte und wir lieber etwas anderm gelebt hätten? Aber wären wir anderswo glücklicher, befriedigter gewesen? Das Studium hat, wie jede Beschäftigung, Licht- und Schattenseiten. Wozu aber nur das Dunkle sehen, wo doch alles viel leichter geht, wenn man die helle Seite hervorzieht? — Freudig soll unser Schaffen sein im Seminar. Unsere Arbeiten wollen wir mit Lust und Liebe angekreisen. Jedem Fach, auch dem trocknen, wollen wir Interesse entgegenbringen; und wo sich Schwierigkeiten bieten, erst recht die ganze Kraft einsetzen. Jetzt scheuen wir noch gern die Mühen und suchen durch ein Hintertürchen zu enschlüpfen; aber nicht immer gelingt es, und es ist gut so; denn später sind wir froh um jede Anstrengung, mit der wir uns auch den weniger beliebten Fächern gewidmet haben. Wir sollten so studieren, daß niemand merkt, was uns mehr und was weniger entspricht.

Freudig schaffen sollen wir zu jeder Zeit. Das ist aber einzig und allein nur möglich im Bewußtsein unserer Pflichten; denn aus der genauen Pflichterfüllung wächst die Freude als eine wundervolle Blume. Viele Menschen begreifen das nicht; sie suchen zwar die Blumen auch, aber an falschen Orten; darum ist es ihnen nicht vergönnt, sie zu pflücken. Wir Seminaristen aber wollen keine solchen Durchschnittsmenschen sein, sondern unsere Freude da zu erringen suchen, wo sie wirklich zu finden ist: in treuer Pflichterfüllung.

Ich schließ und träumte,
Das Leben wäre Freude
Ich erwachte und sah:
Das Leben war Pflicht.
Ich handelte, und siehe!
Die Pflicht war Freude.

Marie Brogle, Institut Heiligkreuz, Cham.

Im Dunkeln wandern

Ich wandre im Dunkeln. Wir alle wandern im Dunkeln; um uns ist Nacht.

Oben auf der breiten Landstraße, die gegen Osten führt, schritten drei Menschen und sie drehten sich zurückblickend um.

Schatten schlügen nach vorn, und die entfernter stehenden Bäume reichten sich schweigend die Hände, streckten ihre Kronen zueinander und verschwanden lautlos. Das Dunkel flog wie ein Atemhauch über die Erde, leise, geheimnisvoll.

Es sprach jener, der links stand: „Schaurig, schaurig ist's, diesen Weg zu wandern.“

„Die Nacht ist gekommen,“ entgegnete der rechts, „die Welt versinkt in einem matten Grau. Aber merkt du nicht, wie sich eine neue Welt aus dem Dunkel herausringt? Es steht der Mond am Himmel und überfließt uns mit einem weichen und sanften Lichte, und die Wiesen und Wege und Büsche und Bäume rings um uns sind erwacht und atmen in dem milden Scheine lebend auf. Dort der Wassergraben glitzert silberhell. Hier ist die Nacht in die Wälder zurückgeslohen, wo sie sich starr an die Äste und Astchen anflammert. Zwischen den Gipfeln schimmert der blaue und klare Himmel, der sich machtvoll über unsere Erde wölbt. Nein, hier ist nicht dunkel! hier ist die Schönheit der Welt, die von den meisten Menschen verschlafen wird.“

„Alles ist Verwirrung, ist Finsternis und Entzücken,“ rief jetzt der erste. „Bäume und Hügel sind in einem düstern und unerträglichen Lichte geformt. Die Äste sehen wie tote und blaue Knochen aus. Um uns liegen ruhige Schatten, und das Schwarze in der Ferne ist erdrückend anzuschauen.“

— Ich strebe nach dem Lichte und find' es nicht. Entsetzlich, entsetzlich ist dieses ungewisse Wandern.“

„Halt!“ sprach jetzt der in der Mitte, „wir sind Wanderer und wandern dem Lichte entgegen. Was kümmern wir uns so sehr um das, was um uns liegt?“

Wenn ich in das samtene Blau des Himmels blicke, so zieht es mich förmlich nach vorn. Es ist so still und weihewoll dort oben. Meine Gedanken fliegen von Stern zu Stern. Eine glühende Wanderlust brennt in meinem Innern. Das Dunkel weicht. Ein satter Duft überflutet Wald und Wiese, und ein eigenartiges Gefühl berauscht meine Sinne.

Wohl schauen wir keine Sonne. Aber noch spürt man die Sonnenwärme in der Luft. Wir wandern wie einer unauslösbaren Finsternis entgegen; aber weicht jene schwarze Wand nicht immer weiter zurück? Eines nur wissen wir nicht: wann dieser Wanderung ihr Ziel gesezt wird und unser Auge reines Sonnenlicht trinken darf. Alle andern unsröhren und an der Erde haftenden Gedanken verlieren sich in den unermesslichen Tiefen des Himmelsgewölbes. Also gehen wir mutig und unbehindert gradaus und halten den Weg durch.“

„Nein,“ fiel der erste ein. „Ich halte diese qualvolle Straße nicht mehr aus. Ich habe sie bis zum Ekel satt angesehen. Mir graut vor dieser Erde, die fahl und lustlos daliegt und von der kalten Nacht vergiftet wird. Schwer zu ertragen ist diese Stille, und furchtbar zu ertragen ist die schwindelnde Weite des öden Himmelsraumes. Weiterwandeln ist namenlose Pein, Hierbleiben würgende Qual. Wo finde ich Licht!“

Mit diesen Worten stürzte er von der Straße ab, um sich in Finsternis und Nacht zu verlieren.

Die beiden andern schritten vorwärts. Da begann wieder der rechts: „Hier ist gut sein. Hier ist doch Licht und Wärme. Und vielleicht sind wir Narren, daß wir von hier fort in die unbekannte Ferne wandern. Dort ist eine trockene, zähe Masse, und es ist sinnlos, sich in sie hineinzustürzen. Jawohl, Weiterwandern ist namenlose Pein!“

„Nicht doch! Hierbleiben wäre würgende Qual. Wo ist Licht? Der allernächste Baum sieht verschleiert aus. Es muß eine reine und klare Helle geben; und jene mächtigen schwarzen Massen in der Ferne predigen vom Ernst unserer Wanderung. Wir müssen dem Lichte entgegengehen. Mein Ziel ist gesetzt. Es ist so still ringsumher, daß man die Ewigkeit durch die Ohren sausen hört; und dieses Allgewaltige, Unermessliche zieht uns voran.“

Inzwischen fing der Rechtsgehende an zu singen. Sein Lied war: „Weiterwandern, namenlose Pein,“ und wie er das in gleichem Takte sang, ward ihm sein Gang immer schwerer. Plötzlich stand er still und sprach kurz: „Wenn ich weiterzieh, so sterb ich, und ich will leben. Jeder Mensch hat

doch ein Recht auf ein bisschen Wärme und Freude. Darf nicht jeder Baum blühen und verblühen, dort wo er steht? Ich bleibe hier, wandere du weiter.“

„Ja, ich ziehe weiter. Herrlich ist dies Wandern. Du große Welt, ich liebe dich. Du gibst mir Kraft und frischen Mut. Dein Atem stärkt, dein Lächeln lockt. Besser ist es, in der Nacht zu wandern.“

Weite Welt, dich verachte ich. Du willst wie Blei an meinen Füßen hängen. Du schreckst mich mit gespensterhaftem Dunkel und willst mit deinen Schlingen mich umfangen.

Zeit, kleine Welt bist du bezwungen. Ich liebe und verachte dich, doch keines hindert mich am Gehen; mein Weg geht gradaus. Sei er mit finstern Schatten oder weichem Mondlicht zugedeckt, ich halt' ihn durch.“

Unser Leben gleicht dem dunkeln Wandern. Wenige halten dieses schwere Gehen aus. Den einen ist die Welt zu dunkel, den andern ist sie gar zu hell. Doch beide gehen im Finstern unter. Nur wer wandert, erreicht sein Ziel. K. St., K.

Churer Brief

Puh, wie hart die Räder rollen! Stundenlang dasselbe eintönige Stampfen des Zuges, dasselbe melancholische Psauchen des Dampfes. Graue und weiße Rauchfetzen wallen vor dem Wagenfenster stetig auf und ab und verdecken die starre Fratze der Nacht, die durch die Scheiben grinst. Zuweilen läuft ein seiner Schleier die kalten Wagenfenster; dann gassst wieder dasselbe Grau durch die tränenden Scheiben. Mich schüttelt's, und ich schürze den Mantelkragen höher empor. Wie ich es hasse, dieses nasse Dunkel! Dazu noch meine trüben Gedanken, diese abscheuliche Fahrt aus den bunten, freien Weihnachtsferien zurück in das einfarbige, gezwungene Schulleben! Fröstelnd lehne ich mich tiefer in die Bank. — Die äußersten Martern meiner Ferienwelt sind unter den Rädern rückwärts geslohen, die kalten Stimmen und Formen der Fremde drängen herbei. Unwillig über diesen jähnen Wechsel, verfluche ich alles was fremd ist, die gegenwärtigen Larven wie das, was meiner dort wartet. — Das ganze Jahr eine Ferienzeit, das wäre herrlich, das wäre das Richtige! Doch, nein, du Tor, so kann es auch nicht immer sein! Und wie ich die Fremde verflucht, verwünsche ich mit einem Male die teuflischen Ferien, die uns die Arbeitsfreude verderben. Da hör' ich es aber hinter mir höhnen: „Ei, Tor, beides ist schön und gut, doch du erträgst den Sturz aus der Lustbarkeit in die Arbeit nicht!“ Nun wettere ich gegen mich selber. Knirschend vor Wut über mein waschlappenes Herz, schlage ich den Kopf an die Lehne zurück. Es heißt; doch das schadet nichts, das ist

gut! — — Da pfeifen die Wagenbremsen, man erhebt sich, ein letzter Rück, wir sind in Chur. Teilnahmslos strebe ich durch die bunte Menge über den Bahnsteig und durch die feuchte Nacht meiner Bude zu. — Der Schlaf will nicht kommen, denn immer noch kämpft die jüngste Vergangenheit mit der Gegenwart und Zukunft. Nach einer kurzen Nacht beginnt jene erste Woche, die ich verabscheue wie einen schlüpfrigen Regenwurm. Ich spüre die verjüngte Arbeitskraft; aber die Ferienerinnerungen ersäufen noch den Willen. Es ist jene Zeit, jene Wandlung, für die es kaum ein Wort gibt, das häßlich genug schrillt. Wie soll ich sie nennen? Nun, sie heißt „Akklimatationszeit“. Da, dieses harte Fremdwort paßt treffend für diese Spanne. Doch der Mensch ist ja ein armer Gewohnheitsknecht, und so siegen auch hier schließlich die schlechteren und vielleicht doch besseren Mächte. Die Ferienbilder verwischen und es kommt jene Zeit, in der man mehr arbeitet als sonst. Die Schaffenskraft spritzt einem aus allen Poren. Jede Stunde, jede Gelegenheit packt man beim Schopf, aus jedem Kelch sucht man Weisheit zu schlürfen. Dann nahen wiederum neue Ferien, und Vorahnungen verscheuchen die kraftspannenden Zwerglein. So geht es immer. Aber aus dieser eintönig gleichmäßigen Zeit grüßen auch gar manche liebe Erinnerungen wie bunte Fähnlein vom fahlen Schießscheibenstand. Ihr kennt sie, diese Freuden: Theater und Konzerte, Bälle und lustige Bummel, froher Tanz und bunte Feste. Das schmückt den öden Alltag, das belebt.

Doch noch viel mehr beleben und stärken die Feste, die zu unserer Seele sprechen. Das sind unsere monatlichen Schülergottesdienste. Wir aber erschzen das nach Schulbänken klingende Wort durch ein strammes „akademisch“. Das klingt fein, das weckt Vorahnungen. Und der Name ist gut; denn dieser Gottesdienst atmet ganz den Geist starker, zielbewusster Jugend. Das ist nicht die allsonntägliche Messe, sondern eine Gottesfeier, ein Fest, das stroht von Jugendkraft. Kommt nur einmal mit mir hinauf zum Seminar Kirchlein, und ihr werdet staunen und mitjubeln.

Ich wandere St. Luzi zu. Ich bin bald drüber. Von den Glockentürmen der Kirchen ruft es neunmal in die Frühe. Dann hebt ein zaghaftes Läuten an, das Klingen schwillt an, immer mächtiger halt und jubelt es von den Türmen, die Bassstimmen der schweren Glocken unserer ehrwürdigen Kathedrale übertönen den begleitenden Akkord und donnern mächtig in den Morgen. Das helle Glöcklein von St. Luzi aber hör' ich aus dem Jubelsturme wie die Stimme einer Sängerin aus den Orchesterklängen. Nun bin ich oben. Dunkles Orgelechos rauscht aus der Kirche, die Messe beginnt. Auf den Plätzen vor der Pforte spielt die Vormittagssonne. Zuweilen springt ein Sonnencheinchen an der Türe hinauf und flattert über

das obergelbe, romanische Portal. Ich trete ein und kne in eine Bank. Die Orgel schweigt, ein mächtiger Gesang erflingt. Herrlich, wie das braust, jubelt und jaucht! Hart und ungestüm, doch innig tönt es, wie werdende, junge Kämpfer eben singen. Das Rauschen reißt einen fort, und ich summe mit. Da verstummt der Gesang, wir setzen uns, der Predigt zu lauschen. Ja, das nenne ich eine Predigt. Der Priester noch selbst voll Jugend, seine Worte lebendig, ausdrucksstark. Er preist die Jugendkraft, den Kampf. Die Worte widerhallen mächtig in uns. Hier wirft einer den Kopf voll Mut in den Nacken, ein anderer dort preist die Finger trocken zur Faust. Noch bis zum letzten Deo gratias klingen die Worte in uns nach, feuern unser Blut und stählen die Brust. Dazu rauscht immer wieder der herrliche Gesang, unterbrochen vom hellen Klingen des Ministrantenglöckchens, das das unnennbare Geheimnis der Menschwerdung auf dem Altare ankündigt, und dem bald leisen Weinen, bald hellen Jubeln einer Geige. So verklingen die letzten Akkorde mit dem Ite missa est des Priesters. Dann kehren wir fröhlich nach Hause zurück, den blonden Priester und Lehrer in unserer Mitte.

Hans Comotto, Chur.

Gritlis Festgabe

Kennt ihr sie, unsre liebe Gritli mit den hellblonden Zöpfen und den Blauaugen? Wenn sie tiefgebeugt über eine ernste Aufgabe nachsinnt, oder wenn sie selig verloren ihre Blicke über Türme und Giebel des Klosters hinweg ins ferne Blau gleiten lässt — und träumt und dichtet — dann denke ich oft: „So etwa muß Annette von Droste in der Jugend ausgesehen haben.“ Gritli ist eben eines Dichters Töchterlein, unsres lieben Heimatdichters Peter Halter's Jüngstes. Er sagt in seinem Vaterglück von ihr:

„Streut Freud auf alle Wäge
mi herzig chlini Fee.“

Die Fee ist groß geworden; aber Freude verbreitet sie immer noch um sich: Stets ist sie bereit, etwas Hübsches vorzutragen, zu singen, aus studentischen Nöten zu helfen und großartige Pläne zu entwerfen zu kühnen Streichen (die natürlich nur in Gedanken ausgeführt werden). Nun wollten auch wir sie einmal überraschen. Und womit? Mit Papas Gedichten; denn Gritli hängt mit zärtlicher Kindesliebe an ihrem zu früh heimgegangenen Vater.

So kamen wir am 16. Februar in sonntäglichen Kleidern und mit Sonntagsgesichtern in die Deutschstunde. Des Dichters Bild sah uns aus grünen Efeuranken an, u. als der ahnungslosen Gritli ein

schallendes Hoch auf ihren Vater und dann auf sie selbst entgegenklang, machte sie große Augen. Poetisch begrüßte eine die Mtschülerinnen aus dem vierten Kurs, die als Ehrengäste zu den Drittlässern gekommen waren.

Und nun genossen wir in zwei schönen Stunden die Lieder, durch die uns Gritlis Vater erst recht lieb wurde. Jede von uns trug ein Gedicht vor und legte es als Geschenk vor Gritli nieder. Auch der vierte Kurs brachte ihr seinen Gruß aus „Vaters Genius“. Die Gefeierte selbst läutete dann mit großem Geschick „Heimeligs Glüt“. Da tönten uns in heimeliger Luzerner-Mundart entgegen: Frohe Lieder aus seliger Jugendzeit, gewürzt mit kostlichem Humor; da klang heraus des Dichters Liebe zur Familie, zur Heimat.

Wir selbst hatten einen Gang durch „Die Stadt am See“ gemacht. Was für ein kostliches Bändchen das ist! Da sehen wir den Dichter als kleines Büblein, wie er jauchzend zum ersten Male zur Stadt zieht, zur langersehnten Märchenkönigin. Majestätisch rauscht die Reuß an ihm vorbei und grüßt die Emme, das schalkige Naturkind, und das ebenso schalkige Naturkind — Peter Halter. Als der Dichter später wieder zur Stadt kam, da bewegte stille Sehnsucht sein Herz, die Sehnsucht nach einem trauten Heim und der heiße Wunsch, ein

junges Menschenherz zu besiegen. Und er gesteht in feliger Verschämtheit, daß er kein Alexander und kein Napoleon geworden, da er schon im ersten Kriege sein Herz verloren:

„Zwei blaue Mädchenaugen,
ersuchten leichten Sieg.“ —

Die sonnenleuchtenden Augen, die in unsrer Gritli fortleben, hatten ihn bezwungen. Von ihnen singt er auch:

„Die Augen hatten seltsam blauen Glanz,
Als träumten sie von einem Märchenlande,
Von einem Glückseland am wilden Strand,
Von einer Fee mit einem weißen Kranz.“

Peter Halter war feuriger Patriot. Der fräufige Schlusschor aus dem Volkschauspiel „Winkelried“ spricht davon. Und wenn des Dichters Töchterlein die „Heimkehr von Marignano“ vorträgt, dann fühlt man lebhaft mit dem Häuflein der Krieger, die mit blutendem Herzen ihre Freunde um den Helden Tod beneiden.

Des Lebens Sorgen und Mühen, die keinem erspart bleiben, flochten unserm Dichter schon zeitig Silbersäden ins Haar. Schwächer wurde sein körperlich Auge, geklärter, stärker seiner Seele Licht.

Der Mann mit dem kindlich frommen Gemüt sah zuversichtlich dem Tode entgegen. Er singt das

Hohelied der Sehnsucht des Menschen nach der Heimat, in der nichts mehr die Herzen bewegt als Liebe, ewige Liebe. Und schon umfächeln des Todessengels Schwingen seine heiße Stirne. Wenn das dunkle Auge der Nacht auf ihm ruht, tragen ihn Traumesengel zu Grabe; er sieht, wie ein trauriges Angesicht sich in Liebeschmerz über ihn beugt. Aber er bangt nicht, er ist tief verankert im Glauben an den Gekreuzigten. Im Kreuzesschatten wünscht er einst zu ruhen; dort will er sein Lebenslos, seine toten Träume in die fühlre Erde senken. — Wunderbar besingt er das ewige Licht. Große Menschen, kleine Blumen verblassen; das Licht strahlt immer hinaus in die Welt. Und wenn auch die Berge zusammenbrechen, die Sterne aus ihrer Bahn fallen, die Sonnen erlöschen: dieses Licht wird fortleuchten.

Wir sind mit Papa Halter durch die von seinem Genius verklärte „Stadt am See“ gewandert. Lieb Gritli dankte uns mit leuchtenden, feuchtschimmernden Augen.

Den von Gramensorgen geplagten Seminaristen nah und fern, aber auch allen guten Menschen empfehle ich: „Erfreut und erfrischt euch an Peter Halters Gedichten!“

Lisel Schumacher, Baldegg.

Der Roman, eine Gefahr der Jugend

Wir rasten auf stiller Friedensinsel. Um uns brandet die Flut der Ereignisse. In sonnengoldenen Ferientagen benezte auch unsren Fuß etwas Wogenstaum. Wir hatten Gelegenheit, mit psychologischem Auge einen Blick zu tun in die heutigen Lebensverhältnisse; wir trafen mit den verschiedensten Charakteren zusammen, beobachteten Idealisten einsam ihre dornenreichen Höhenwege gehen, lasen aber auch aus vielen lebensmüden Augen Enttäuschung, Überdruß und unheilsböllen Weltschmerz, den Widerschein leerer Seelen. — Eine geheime Sorge um das Wohl und die Zukunft unseres Volkes stieg in uns auf. Unsere Gegenwart ist trübe. Arbeitslosigkeit und Vergnügungssucht bedingen die heutige Notlage. Nur der allmächtige Lenker aller Menschenschicksale kann den herrschenden Krisen einen günstigen Ausgang bestimmen. Eine verborgene Missethulds an all der Unzufriedenheit und der Sittenverderbnis hat sicher auch die moderne Romanliteratur, die besonders auf die Jugend so nachteilig wirkt.

Freilich gibt es gute Romane, die durch ihren Inhalt veredeln und erfreuen. Dennoch wirkt selbst der gute Roman oft schädlich; denn was die Welt bietet an Tragik und Komik, an Lust und Leid, an Schuld und Sühne tritt lebendig vor unsre Augen. Ihr habt es vielleicht schon selbst gespürt, daß ihr euch nur mit einem stillen Opferakt von der so

interessantesten Erzählung trennen konntet, daß un fesselnde Sprache, die spannende Entwicklung der Geschehnisse euch vom Gedanken an die Pflicht abwenden wollten. Besonders werden junge Mädchen durch die geheimnisvollen Stimmen des Romans allmählich entrückt, weil die Bücher wie milde, weiche, einschmeichelnde Menschenstimmen tönen. Sie malen die Welt in Farben, die von den Regenschauern des täglichen Lebens ausgewaschen werden. Sie brechen die Schwung- und Stahlkraft der jugendlichen Seelen, ermüden und lähmen reine, tätige Mädchenhände. Ganz unbemerkt schwindet das stille, heimelige Glück des verborgenen Innenlebens, das bis anhin mit seinem Lichte das ganze Wesen verklärte. Das nüchterne, brave Kind wird zur sehenden Träumerin. Es düstet nach feliger Freiheit, die ihm der Roman so golden schildert, nach Liebe, so wahr und innig und endlos, wie sie das Buch verbieß; es baut Lüftschlösser auf Regenbogenbrücken. Die religiösen Wahrheiten und das Gebetsleben verlieren an Interesse; das Mädchen wird innerlich ärmer und leerer. Eine feingeschwemmte Frauenseele wird ja so leicht leer, wenn das Heilige-Erhabene zu schwinden beginnt, sie wird wie ein Garten, in dem der rauhe Nordwind die edlen Blüten zerstörte.

Selbst der gute Roman zeigt der Jugend Ideale, die sie nie erreicht, Sterne aus Trüggold, die nicht

zu leuchten vermögen im Stürmen und Drängen des inneren Werdens und Reisens, die nur hinwegtäuschen über Menschen und Wirklichkeit. Das Mädchen lässt sich blenden und redet sich ein, der Einfluss der Romane schade nicht, es werde doch in religiösen Dingen ein klares Urteil wahren. Und doch geht es schon bald nicht mehr den sichern Weg der Pflicht! Der Wille kränkelt, seitdem er nicht mehr die Stärke besitzt, den verlockenden Sirenenstimmen des Romans zu widerstehen. Die tägliche Arbeit verliert die Werthäzung. Die Gewissensruhe schwindet.

Schlimmeren Einfluss hat der schlechte Roman. Er vergiftet die Gedankenwelt. Zahlreiche Verbrecher bekannten schon am Ende ihres Lebens, der schlechte Roman sei der falsche Freund gewesen, der sie auf Abwege lockte. Böse giftige Worte aus Büchern verflingen oft nie mehr in einer Menschenseele. Sie sind schuld, daß es so Arme gibt, denen das blühende, lachende Menschenglück in Scherben brach, die sich selber, die Nebenmenschen und Gott nicht mehr verstehen.

Die Leser schlechter Romane werden lebensmüde. Sie sind unreif im Leiden und unfähig, Willens-, Gemüts- und Jenseitswerte zu entdecken. Ein

Schleier von Schmerz umhüllt ihre Seelen. Sie sehnen sich nach einem erlösenden Vergessen. Weil der schlechte Roman den Glauben aus der Seele saugt, verlieren die Leser auch Lust und Freude an beständiger Arbeit. Sie sind nicht für das Leben gerüstet, verändeln es träumerisch und werden zeitlich und — vielleicht, ach — ewig unglücklich.

Wessen sittliche Stärke den bösen Einflüssen zu widerstehen vermag, der bringt ein Opfer der Entzagung zur Sühne für die zahllosen Sünden, zu denen schlechte Romane verführen. Eine Lehrerin spielt nicht mit der Gefahr, die schon Heilige zum Hölle gebracht hat. Sie kennt edlere Unterhaltungsstoffe. Sie hat lesen gelernt im Buche der Natur und dringt vom sichtbar Schönen zu Gott empor, der in aller Erdenherrlichkeit lebt und webt; sie dürstet nach einem trauten Ruhestündchen beim Tabernakel, nach stiller Rast in eigener Seele. — Und bleiben ihr noch Mühselunden, so vertieft sie sich in Zeitschriften und Bücher, die sie weiterbilden in ihrem Beruf, oder sie schöpft aus einem reinen Buche, das nicht nur die Phantasie weckt, sondern vielmehr zu Lebensfülligkeit führt, sie anregt zum Tiefergraben und Höherbauen.

B. Hager, Institut Heiligkreuz, Cham.

Die rätoromanische Sprache

Mathias Tuor, Chur

II.

Über die Bedeutung der rätoromanischen Sprache.

„Stai si, defenda
Romonsch tui vegl lungatg!
Risguard pretendà
Per tui pertratg,“ *)

So erkönt die Stimme des größten romanischen Dichters G. C. Muoth hinaus zum Volk der Bündnerberge. Ist es denn nötig, daß ein Dichter jemals eine Nation aufmuntern muß, ihre Sprache zu verteidigen? Leider war dies vor einigen Jahrzehnten bei uns Rätoromanen der Fall. Als nämlich die Eisenbahnen unsere entlegensten Täler mit den Zentren des Kantons und mit dem Unterlande verbanden und als die Fremden, die anderer Zunge sind, von unserer Gebirgswelt immer mehr angelockt wurden, singen die Romanen da und dort zu wanken an. Manch einer schämte sich beinahe, ein Romane zu heißen, und fühlte sich glücklich, bei jeder günstigen Gelegenheit ein mehr oder weniger gutes Deutsch sprechen zu können. Weitsichtige Männer erkannten aber bald die Gefahr, die unse-

*) Steh' auf, Romane, verteidige deine angestammte Sprache! Fördere Rücksicht für deine Denkart.

rer „Mumma romontscha“ drohte. Darum setzten sie ihre ganze Kraft in den Dienst der rätoromanischen Sprache, um sie zu erhalten und zu fördern. Und es war gut; denn unsere Sprache ist in mancher Hinsicht von großer Bedeutung.

Vor allem kommt der rätoromanischen Sprache ein hoher Wert zu als der vierten LandesSprache. Die Schweiz bildet keine Nation mit einer einzigen Sprache und mit einer einheitlichen Kultur. Sie umfaßt vielmehr vier verschiedene Sprachen und ist somit das gemeinsame Vaterland von Brüdern, die sich stark unterscheiden hinsichtlich ihrer Abstammung, ihres Charakters, ihrer Geschichte u. ihrer Sprache. Die Schweiz strebt nun darnach, diese verschiedenartigen Volksteile zu einigen, damit jeder brüderlich für die Sache des andern einstehe und das Wohlergehen des Heimatlandes nach Kräften fördere. In der Erreichung dieses Ziels will der Rätoromanen seinen Mitbrüdern nicht nachstehen. Im Gegenteil! der rätoromanischen Nation, die zwischen die große deutsche und lateinische Kultur hineingestellt ist, erscheint es sogar gegeben, in mancher Hinsicht versöhnend und vermittelnd einzutreten. Dabei denke ich an das Tun und Handeln wackerer romanischer Kämpfen wie C. Decurtins und Alois Steinhäuser. Es ist ferner begreiflich, daß die Schweizer der drei Hauptsprac-

chen mit ihren Sprachgenossen des Auslandes sprachlich und allgemein kulturell in enger Verbindung stehen. Das wird an sich der Eintracht unserer Heimat keineswegs schaden. Doch wie leicht kann man sich von politischen Ansichten der betreffenden Länder beeinflussen lassen! Welche Folgen werden die Meinungsverschiedenheiten alsdann für unsern patriotischen Geist haben? Wir Romanen sind einer solchen Gefahr am wenigsten ausgesetzt. Wir stehen einfach als Schweizer da, ohne durch die Sprachgleichheit mit irgend einer Nachbarnation beeinflusst zu sein. Unser ganzes Tun und Lassen, unsere Geschichte und Tradition, alles zeigt einen durch und durch nationalen Charakter. Unsere Ahnen schufen selber die Grundlage zu unserer Freiheit, gründeten selbstständig die alten Bünde Rätiens und vereinigten sie zu unserem Kanton. Schließlich traten sie als freigeborenes romanisches Volk in den Bund der Eidgenossen. Romanisch ertönten die letzten Worte des Bündner Helden Benedict Fontana: „Mo frestgamein vinavon Grischuns e buc sestermentei . . .“ Romanisch ist das älteste politische Lied vom Müserkrieg. Rä-

toromanisch erschallen schließlich die vielen Volkslieder, deren Klänge von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart an den Ufern des Rheins und des Inns ertönen.

Noch eine größere Bedeutung hat die romanische Sprache für das Wohlergehen unseres Kantons. Dieser stellt mit seinen drei offiziellen Sprachen, Deutsch, Romanisch und Italienisch, gleichsam eine Schweiz im kleinen dar. Wir Romanen dürfen nun behaupten, daß gerade das Romanische am meisten dazu beiträgt, die Eintracht unter den drei Brüdersprachen zu bewahren. Der Romanen muß nämlich in der Schule das Deutsche lernen; und es fällt ihm leicht, sich auch das Italienische anzueignen. So bildet er gewissermaßen ein Bindeglied zwischen den beiden andern Sprachen. Würde das Romanische einst weichen, so wäre die Gefahr eines Auseinandergehens der Geister gewiß größer. Darum erscheint es auch, vom allgemeinen schweizerischen Standpunkt aus betrachtet, wertvoll, daß das Rätoromanische weiterblühe und gedeihe und als vierte Landessprache anerkannt und betrachtet werde.

(Schluß folgt.)

Zum Geschichtsunterricht

Reicht euch los von der Vergangenheit, schaut in die Zukunft! Die Vergangenheit ist ein Ballast, der euch beim Vorwärtsgehen hindert. Daher einen Strich über die Vergangenheit! So ungefähr urteilt Nietzsche. Damit spricht sich der deutsche Philosoph für den Unwert der Geschichte aus. Ihm gegenüber bekennen sich die Geschichtsfreunde zu der Ansicht: Die Kenntnis der Vergangenheit lehrt uns die Gegenwart besser verstehen, Menschen und Menschenleben gerechter beurteilen; sie gibt uns auch zu erkennen, daß Kunst und Wissenschaft von heute auf den Errungenschaften der Vergangenheit fußen.

Wie steht es nun mit dem Bildungswert des Geschichtsunterrichtes in unserer Volksschule? Man hört selbst von Schulmännern der Praxis klagen, wie erstaunlich gering der Jahreserfolg jeweilen sei. Die geistigen Fähigkeiten des Kindes seien noch zu wenig entwickelt, um dem Geschichtsunterricht mit Verständnis folgen zu können; es verstehe nicht, verwandte Tatsachen miteinander zu verknüpfen, es könne nicht irgendeine geschichtliche Tatsache als Folge einer Ursache betrachten, überhaupt nehme es gedankenlos hin, was ihm geboten werde.

Dagegen ist zu erwideren: Es läßt sich wohl die materielle Seite des Bildungswertes direkt prüfen, nicht aber die formale und ethische. Was das geschichtliche Wissen angeht, so ist es richtig, daß das Kind in der Volksschule noch viel zu wenig reif ist, um der Geschichte als wissenschaftlichem Fach das gewünschte Verständnis entgegenbringen

zu können. — Sollten in diesem Fache bessere Lehrerfolge erzielt werden, so müßte man kindertümliche Stoffe bieten. Dann wird im Kinde mehr Freude und Interesse wachgerufen.

Die Geschichte darf vielleicht auch mehr im Geiste, des Arbeitsprinzips erteilt werden. Welche Lust gewährt es doch dem Kinde, sich selbst zu befähigen, an der Gestaltung des Geschichtsunterrichtes mitzuwirken, etwa durch Sammeln passender Bilder und Gegenstände aus alter Zeit oder durch Zeichnen von Skizzen und Karten oder durch Bauen einer Pfahlbauerhütte aus Holz und Bast! Wie schaffensfreudig werden da bald ein paar Dutzend Kinderhände wetteifern, wenn es gilt, eine Freiaufgabe zu lösen!

Auch ist es der einfache, schlichte Vortrag, frei von Künstelei, aber voll Anschaulichkeit, was dem Kinde die Geschichtsstunde lieb macht. Wie gebannt sind da die Kinderaugen auf den guten Erzähler gerichtet: es öffnen sich die Geheimkammern des Kinderherzens. Wie packend sind gerade unsere Schweizerlegenden, die der Phantasie so viel Spielraum lassen, ohne daß der Lehrer ein Zerrbild geschichtlicher Tatsachen gibt! — Der Vortrag sei selbstredend frei, das Buch bilde den Schluß der Lektion. Ferner soll das Kind auch während der Darbietung des Stoffes zu Worte kommen. Es läßt sich immer etwa eine Frage einfliechten, die an früher Besprochenes anknüpft; auch weiß das Kind immer etwas aus seinem, wenn auch bescheidenen Erfahrungskreis zu berichten.

Noch eine Forderung muß an den Vortrag des Lehrers gestellt werden: er sei gefühlswarm und wahr. Wie sollte denn beim Kinde die Unterrichtsfreude geweckt werden, wenn der Lehrer mit verdrossenem Müssen ans Werk geht? Denn nur was vom Herzen kommt, geht zum Herzen.

Ein Unterricht also, welcher der Natur des Schülers mehr Beachtung schenkt, wird auch weit größere Erfolge zeitigen: den geistigen Gesichtskreis weiten, das Gedächtnis stärken, die kindliche Phantasie beleben, das Denken fördern und zur Charakterbildung beitragen. Josef Wüest, Hitzkirch.

Innigkeit und Innerlichkeit

(Nachdenkliches zu einer Stormlesung)

Wenn wir einmal einige Augenblicke wahr und treu unserem Innern zugehorcht haben, ist es uns klar geworden, was Innigkeit sein will. Mir ist es, als wäre das innere Leben mit einem stillen und klarfließenden Bachlein zu vergleichen, dessen reines Wasser von Menschenseele zu Menschenseele quillt. Mitunter aber sprudelt aus dem Quell soviel Wasser, daß es die Ufer fast überschwemmt. Dann regt sich's gleich einer geheimnisvollen Kraft in unserm Herzen; wir spüren ein tiefes Empfinden, ein innerstes Sein und Gefühl. Den echten Lyriker wird sein Gefühl, wenn es das höchste Maß von Fülle und Tiefe erreicht hat, von selbst zum Dichten rötigen und wie mit Herzblut das ganze Lied durchströmen. Er kann die Innenempfindung durch seine poetische Begabung klar gestalten; sei es, daß seine Verse von Heimweh, Heimat und Natur oder von Freundschaft und Liebe singen.

Was der Dichter empfunden, das röhrt sich auch in uns; und unser Herz braust und singt, da es die Wesen mit Sehnen fühlt.

Nähe verwandt mit Innigkeit ist Innerlichkeit. Sie hat die Art und Neigung, sich möglichst vom äußerlichen Aufwande zu entfernen und loszulösen. Innerliche Menschen behalten ihr Innerstes und Be-

stes schweigend für sich und nicht leicht geben sie sich der Neugierde der lauten Welt preis. Ihr Gemütsleben ist ausgedrückt in dem Satz: „Du willst es nicht in Worten sagen!“ Der eigentlichen Sprache suchen sie sich manchmal völlig zu enthalten, suchen, sie zu entbehren. Sie beweisen uns, daß es auch eine stumme Veredsamkeit gibt. In schlichtem Benehmen und mit möglichst wenig sprachlichem Aufwand verstehen sie einander. Sie lieben es, sich mit feinen erfunderischen Mitteln durch innere Weise ganz verschwiegen, aber doch deutlich auszusprechen. Mit den Augen reden sie und antworten mit den Gebärden.

„Innerlichkeit ist die Kraft, innigste Gefühle verschlossen in der Brust treu aufzubewahren.“ Durch edles und reines Streben trachtet sie also darnach, ein Innenleben zustande zu bringen. Diese Menschen suchen inwendig zu leben; nicht Außenlichkeit und Verschwendung nennen sie ihr eigen, wodurch die Gefühle offen zur Schau getragen und in den Kot geworfen würden; sondern in kindlicher Scheu sind sie zurückhaltend, wortkarg und leben in feuerlicher Verhaltsamkeit. Wohl scheinen uns solche Menschen oft kalt, arm, ja sogar herb und starr, aber sie leben in stiller Freude und haben einen Reichtum, der ihnen nicht genommen wird. R. K., R.

Morgen in den Bergen

Wie ein blauer Mantel der Schönheit
Liegt es um unsere ewigen Berge;
Aber mählich höher und höher
Hebt das Licht die wehenden Flügel;
Und vor Glanz und Erfüllung trunken
Tauchzen die Wälder wie selige Kinder;

Und wie Kinder singen die Quellen.
Aber Männer, die Stirne erhoben
In den Aether, trozig das Auge,
Die ehernen Hände gerüstet zum Kampf:
Unsere uralten, ewigen Berge!
Erika Schubiger, Chur.

Mitteilungen der Schriftleitung

1. Die verschiedenen freundlichen Zuschriften über „Seminar“ Nr. 1 werden herzlich dankt, und alle Anregungen sollen erwogen werden.
2. Die nächste Nummer wird nur 4 Seiten zählen. Die Mitarbeiter werden gebeten, ihre Manuskripte bis spätestens 10. Juni einzusenden.
3. Auch die Stimmen der Jugend sind Stimmen der Zeit. Unsere 1. Nummer brachte ein Gedicht, das wie ein ahnungsvoller Weckruf klang. abhängig davon entstand die Arbeit „Im

Dunkeln wandern“, die einer besondern Beachtung empfohlen sei, weil sie sinnbildlich die Lebensstimmung unserer Zeit trifft.

4. Einen besondern Hinweis verdient auch der temperamentvolle Brief aus Chur. — Damit nun aber unsere Mitarbeiter innen nicht von ungalanter Behandlung sprechen können, sei auch ihnen das obrigkeitliche Lob gezollt; und wenn wir jetzt Sommer hätten, müßte jede ein hübsches Sträußlein bekommen.

Seminar

Beilage zur „Schweizer-Schule“

Schriftleitung: Georg Schwyder, Seminarlehrer, Hitzkirch

Inhalt: *Trotz alledem!* — Um eine neue Zeitschrift — † Anton Hautle, Seminarist, Bützschwil — Eine freundliche Erinnerung — Die rätoromanische Sprache — Mitteilungen der Schriftleitung.

Trotz alledem!

Trotz alledem! Ein frisches, kräftiges Wort, das uns Mut und Energie einflößt und uns stärkt zu freudigem Schaffen.

Großen Segen kann die Kraft und Energie des „*Trotz alledem!*“ bei all den Entmutigten und Müden, bei den Erfolgarmen und bei den Zuversichtslosen stiften. — Müde legt ein geprüftes Menschenkind die Waffen aus der Hand. Nach manchem Misserfolg möchte es den Kampf nicht mehr weiterführen. Ein energisches, entschlossenes, von der Gnade bewirktes und begleitetes „*Trotz alledem!*“ aber gibt seinen Pulsen neues Leben, spornt es an, das Wagnis nochmals zu beginnen, nochmals alles einzusetzen, mit verzweifelter Energie zu kämpfen, um — vielleicht — endlich zu siegen! *Trotz* den Niederlagen fest u. unentwegt das Ziel im Auge — dann muß es endlich glücken!

Dieser guten Seite des *Trotzes*, nämlich dem beharrlich ausdauernden Mut, der unendlichen Elegen stiften kann, steht aber die finstere Hartnäckigkeit gegenüber, die Starrköpfigkeit, die bis zur Widerrichtlichkeit hinführt. Solches „*Trotz-alledem!*“ versteift sich auf die eigene, gar oft unrichtige Meinung und verbohrt sich in blinder und rücksichtsloser Selbstüberhebung in seine Ideen. Unabsehbar können die verderblichen Folgen solchen *Trotzes*

sein: unzugänglich für fremde Einsicht will ein solcher Trotzkopf sich mit zähem Eigensinn die eigenen Wege bahnen, unbekümmert darum, daß er der andern Glück und Frieden zerstört.

Schon in Kinderschuhen treffen wir solch heillose Trotzköpfe, deren Lösung „*Trotz-alledem!*“ heißt, und die trotz Elternverbot und Lehrerwarnung den eigenen, verderblichen Weg gehen. Was soll aus diesen schlechtberatenen Kindern werden, wenn ihre Untugend nicht rechtzeitig behandelt wird? Rebellen und Revolutionäre, Aufrührer und Zwietrachtstifter, die Unheil säen und ernten, Unholde der menschlichen Gesellschaft, die nie gelernt, den festen Willen auf das Schöne, Wahre und Gute zu lenken und sich für dieses einzusetzen.

Zwei Ausblicke also tun sich auf bei Betrachtung des „*Trotz-alledem!*“: hier Schuld und Verderben, dort Mut und Segen. Das mag uns anspornen, unsere Schaffenslust mit eisernem Willen nach dem Guten hinzulenken. Starke, zielbewußte Seminaristen kennen nur eine Lösung: *trotz alledem!* Und wenn's auch auf einem Gebiet missglückt, so wächst auf anderm Gebiet umso schöner der Erfolg, und das erhabene Ziel winkt und lädt! —

Darum: *Trotz alledem!* —
Stans, St. Klara. Hedwig Odermatt.

Um eine neue Zeitschrift

Alfred Feilzer, Hitzkirch

Vor sieben Monaten ist in Frauenfeld die erste Nummer der „Schweizerischen Mittelschülerzeitschrift“ herausgekommen. Herausgeber ist die Vereinigung schweiz. Mittelschüler. Vielverheißend hat die erste Nummer ihren Gang durch die schweizerischen Gauen angetreten. Wie zu erwarten war, hat die Zeitschrift Aufsehen erregt. Man nahm dafür und dagegen Stellung. Einige meinten, jetzt werde man über verschiedene Probleme aufgeklärt, wenn die Schüler selber darüber reden; andere

verlangten, daß sich Schüler nicht in Fragen mischen, die sie nichts angehen.

Die Mittelschüler stellten ihr Ziel hoch. Sie wollten Taten vollbringen, deren Erreichen selbst Erwachsenen Mühe macht. Sie sahen auch gleich ein, daß ihre Aufgabe schwierig sei; doch indem sie sich zu einer Gemeinschaft zusammenschlossen, hofften sie, ihre Werke zu vollbringen.

In der Gemeinschaft haben die Mittelschüler die einzige Waffe gesehen für die Entwicklung und Erhaltung des jugendlichen und geistigen Lebens.

Nicht nur zwischen den Zöglingen einer Lehranstalt, sondern erst recht zwischen den Schülerschaften verschiedener Schulen fehlt der Zusammenhang. Sie stehen sich innerlich ferne. „Zusammenschluß ist eine Waffe im Existenzkampf — — und eine tiefe Notwendigkeit für die Entwicklung und Erhaltung unseres geistigen, vor allem unseres jugendlichen Lebens.“ schreibt die Schriftleitung. An den Schülern fehle es, darum müsse auch von ihnen die Aenderung kommen.

Was wollen die Mittelschüler? Stellung nehmen zu allen Fragen des jugendlichen Lebens, auch zur Schule. Nicht kritisieren und schimpfen, sondern mitarbeiten sollen alle, damit ihnen die Schule mehr wird als sie heute sein kann. Allen Führern sieht das Blatt offen. „Aber“, sagt die Redaktion, „wenn wir auch die Notwendigkeit der Führung erkennen, so muß doch zuerst etwas da sein, das geführt sein will.“ Das eigentliche Ziel ist, „die Erkenntnis durchdringen zu lassen, daß Schlappeit und Tatenlosigkeit einer wahren Jugend unwürdig sind; unsere Sache ist es vielmehr, neues Leben zu bringen, mit der Sehnsucht nach Wahrheit alles zu durchdringen, mit allem uns auseinanderzusetzen, und mit ungebrochener Kraft und Begeisterung für unser endlich gefundenes Ziel einzutreten. Dahin wollen wir kommen in fester Gemeinschaft.“

Um dem Leser zu zeigen, für welche Fragen sich die Mittelschüler interessieren, nenne ich die Titel verschiedener Aufsätze: Erziehung und Selbstziehung; Moderner Schulgeist; Sportgeist; Schulmündigkeit; Erziehung zur Gemeinschaft; Jugendidealismus; Patriotismus — eine Frage; Patriotismus — eine Antwort; Schule und Staat usw.

Da ist vor allem der Artikel „Patriotismus — eine Frage“, geschrieben von einem Berner Gymnasiasten. Aus dem Aufsatz spricht ein Jüngling, der ein begeisterter Patriot wäre, wüßte er nur Antwort auf die Frage: „Gibt es eine ideelle Schweiz?“ Nicht mit allgemeinen Phrasen möchte er sich absüttern lassen, nicht mit weichen Gefühlen. Er will der Sache auf den Grund gehen und fragt: „Schweiz, wo ist deine Lebensberechtigung außer derselben, daß du gestern warst? Wo ist deine Aufgabe, die du u. nur du erfüllen kannst für heute u. morgen?“ Mit ernstem Willen sucht der Verfasser nach einer Antwort; aber er findet keine; im Gegenteil: wir sprechen nicht schweizerisch, sondern deutsch, französisch, italienisch. Und unsere Neutralität, „ist sie nicht ein vorsichtiges Zurückweisen, Durchschnürlängeln?“

In einer der folgenden Nummern gibt eine Berner Gymnasiastin, Monika Holzapfel, die Antwort. Sie verwirft ebenfalls jene parteiische Liebe zum Vaterland, die gleichsam eine Vergötterung des eigenen Ich bedeutet. Die wahre Aufgabe des Vaterlandes liege darin, „daß wir versuchen, einer möglichst großen geistigen Vervollkommnung entge-

genzustreben, indem wir unsere besten Anlagen am meisten zu fördern versuchen, um vielleicht auch später andern in dieser Hinsicht zu helfen.“ Gerade der Umstand, daß verschiedensprachige Völkerstämme zu der Schweiz vereinigt sind, sei der Erfüllung dieser Aufgabe günstig.

Erbitterte Debatten werden ausgefochten. So regte die Einsendung „Moderner Schulgeist“ der obgenannten Berner Gymnasiastin mehrere Kameraden zur Aussprache an. Der Inhalt des Aufsatzes ist kurz folgender: Es gibt in allen Lehranstalten Schüler, die ausgelöscht werden, weil sie eifrig, auch außerhalb der Studierzeit, sich mit ihrem Lieblingsfach abgeben. Hier darf man nicht nach einer Schuld, sondern nur nach den Ursachen fragen, und solcher sind viele. Eine der schwerwiegendsten ist der heutige Sport. Während er noch vor einigen Jahrzehnten vernünftig betrieben wurde, ist er heute zum Fanatismus ausgeartet. Dagegen empört sich die Verfasserin und ruft ihre Mitschüler zum Kampfe auf gegen diesen „Mörder des Geistes.“ Auf diese Herausforderung erschienen mehrere Antworten. In einem Schlusssatz faßt die Einsenderin das Ergebnis des Kampfes zusammen: Sport ist nötig; wer nur seinem Geiste Nahrung zuführt u. dabei den Körper vernachlässigt, der hinkt ebenso wie der, welcher nur seinen Körper pflegt und den Geist vernachlässigt. Aber sie empört sich gegen den übertriebenen Sport u. dagegen, daß man statt geistiger nur körperliche Wettkämpfe ausübt.

Welches sind die Schicksale der neuen Zeitschrift? Bereits die erste Nummer wird angegriffen. Die „Schweiz. Bodensee Zeitung“ ist ein entschiedener Gegner der neuen Jugendbewegung. „Wir haben schließlich nichts dagegen, wenn sich die Herren und Damen Mittelschüler mit der Zeit bewegen, was wir aber nicht billigen, sind Aufsätze wie sie das vorliegende Heft enthält.“ Die Zeitung greift aufs heftigste den Artikel „Patriotismus — eine Frage“ an. Nach ihrer Ansicht ist die Meinungsäußerung eines Schweizerchülers unwürdig. „Wir meinen, diese Jungen mögen hinter ihren Büchern sitzen und sich nicht in Fragen mischen, die sie nicht verstehen.“ In einem längern Aufsatz antwortet darauf die Redaktion. Sie kann sich nicht mit der Scheinlösung verstehen, Diskussion nur insofern zu veranstalten, als es einer hohen Zensur gefalle. Angriffe müssen kommen, das wußten die Mittelschüler, und sie lassen sich auch nicht entmutigen. Neben diesen Angriffen fehlen auch freundliche Aufmunterungen aus dem Kreise ehemaliger Mittelschüler nicht.

Die Mittelschüler haben sich zu einer Gemeinschaft zusammengeschlossen. Ob diese Vereinigung fortbestehen wird, ob sie hält, was sie verspricht, wird die Zukunft lehren. In letzter Zeit scheint die Begeisterung etwas abgesunken zu sein.

† Anton Hautle, Seminarist, Bützschwil

Am 23. Mai hat uns die kalte Todeshand unsern lieben Mitschüler Anton Hautle entrissen. Eine hoffnungsvolle Menschenblüte ist allzufrüh verblichen.

Unser Kamerad stand im 18. Altersjahr. Sein Vater, ein im Berufe ergrauter Jugendbildner, hatte ihm den Primarschulunterricht erteilt und eine mustergültige Erziehung angedeihen lassen. Nach Abschluß der Realschule fühlte Anton in sich die Liebe zu dem Berufe, in welchem sein Vater so segensreich wirkt. Im Frühjahr 1922 trat er in das Lehrerseminar in Zug ein. Mit Recht setzte man die schönsten Hoffnungen auf den jungen, talentierten Freund. Schon hatte er die zwei ersten Seminarjahre hinter sich, und mit neuem Eifer begann er die dritte Klasse. Einige Tage nach Schulbeginn stellte sich jedoch ein heimtückisches Leiden ein. Doch unser Anton ergab sich nicht. Mit Anstrengung der letzten Kräfte schlepppte er sich in den Unterricht. Nachdem er einige Tage das Bett gehüttet hatte, wurde sein Zustand immer bedenklicher, und man verbrachte den Kranken in das zugehörige Bürgerspital und später ins Elternhaus. Mit

frischem Mut rückte Anton im Herbst mit seinen Kameraden in Zug wieder ein. Doch bald machte sich wieder das gefürchtete Leiden bemerkbar. Auf Anraten des Arztes mußte er zum zweitenmal seine Studien unterbrechen. Trotz der aufopfernden Pflege der besorgten Angehörigen verschlimmerte sich sein Zustand immer mehr. In dem Spital Uznach fand er kein Heilung. Gewaltige, ungeklagte Schmerzen quälten den stillen Dulder. Mit hingebender Liebe wurde der Kranke im elterlichen Heim auf das sorgfältigste gepflegt. In gottergebener Geduld ertrug der junge Held das harte Los. Schon glaubte man an eine Besserung. Noch zu Ostermorgenspätzeit hegte der edle Jüngling den sehnlichsten Wunsch, bald in Zug seine Studien wieder aufzunehmen zu können. Allein Gottes Ratschluß hatte es anders bestimmt. Er rief den schwergeprüften, durch die geduldig ertragene Krankheit geläuterten Streiter Mariens zu sich. Ein Engel trug die Marienblume vor die Füße der Himmelskönigin. Bewahren wir dem lieben verstorbenen Freund ein treues Andenken, und beten wir für ihn.

H. Lehmann, Zug.

Eine freundliche Erinnerung

Am 5. April dieses Jahres fanden sich einige Jünglinge zusammen, um im St. Johannesstift in Zizers Exerzitien zu machen. Anfänglich wußte mancher von ihnen kaum, was man unter Exerzitien zu verstehen hat. Drei volle Tage schlossen sie sich von der Außenwelt ab. In der idyllischen Stätte, die sicherlich nicht günstiger sein könnte, um Exerzitien zu machen, hielten die Jünglinge stille Einkehr, um in seliger Einsamkeit und Gottesnähe den Glauben an Gott und an die katholische Kirche zu stärken. Dabei war ihnen der Exerzitienmeister, Herr Prof. Streicher aus Feldkirch, ein vortreff-

licher Führer. Er gab sich unendliche Mühe, die Jünglinge mit seinen Vorträgen in religiöser Beziehung auszubilden. Seine Aufgabe war nicht leicht. Trotzdem hätte sie nicht besser erfüllt werden können. Es ist wohl sicher, daß alle Teilnehmer aus innigster Seele den Dankesworten zustimmten, die ein Kamerad am Schlusse der Vereinigung sprach: daß es Prof. Streicher gelungen sei, uns dem lieben Gott näher zu bringen. Daher ist es mir ein Bedürfnis, an alle katholischen Jünglinge die freundliche Aufforderung zu richten, solche Exerzitienkurse wenn immer möglich zu besuchen.

Paul Tschuor, Chur.

Die rätoromanische Sprache

Mathias Tuor, Chur (Schluß)

Endlich dürfen wir nicht vergessen, daß die romanische Sprache auch uns selbst manchen Vorteil bringt. Sie leistet uns zunächst sehr gute Dienste, wenn wir eine Fremdsprache erlernen müssen. An einem Gymnasium oder an einer andern höheren Schule sind die romanischen Schüler anfangs im Deutschen etwas zurück. Aber wenn es heißt, sich irgend eine andere klassische oder moderne Sprache anzueignen, haben die Romanen im allgemeinen einen Vorsprung vor den Schülern anderer Zunge. Auch unsere romanischen Portiers in den Hotels werden oft bewundert, weil sie, ohne

besondere Schulen besucht zu haben, sich in mehreren Sprachen korrekt und recht geläufig ausdrücken können. Das Ohr des Romanen ist eben sehr empfänglich für fremde Töne, und seine Zunge gewöhnt sich leicht an jede fremde Ausdrucksweise.

Außerdem eignet sich die rätoromanische Sprache, die so viel Kraft und Wohlklang in sich birgt, vorzüglich für die Dichtkunst. Wir dürfen auch stolz sein auf die Leistungen unserer Dichter. Als Beweis, daß auch das Blümlein der Lyrik auf dem Boden unserer Muttersprache blühen und gedeihen

fann, diene hier das bekannte und vielgepriesene Gedicht von G. Cadieli:

„Neiv e neiv!
Tut la pleiv
Ei da neiv curclada.
Gie perfin
Sin tgamin
Ei la setschanta.
Prau ed èr
E pumer
Sut la neiv suspira;
Buc in trutg
Buc in dutg
Va tras planira.
Senza neiv
En la pleiv
Mo in liug s'engarta
Nu ei quei?
O! igl ei
Ina foss' aviarta.“

„Schnee ringsum!
Das ganze Dorf
Ist mit Schnee bedeckt.
Ja sogar
Auf den Schornstein
Hat er sich hingesezt.
Wiese und Acker
Und Baum
Seufzen unter der
Schneedecke.
Nicht ein Weg,
Nicht ein Steg
Ist in der Ebene offen.
Ohne Schnee
Im Dorf
Findet sich nur eine Stelle.
Wo ist das?
O! es ist
Ein offenes Grab.“

Aber auch an Liedern, die das Wohl und Wehe, das Tun und Lassen unseres Volkes schildern, fehlt es der rätoromanischen Sprache nicht. Dabei denke ich vor allem an das stolze Bauernlied von A. Huonder, von dem kein Geringerer als Prof. Gonzague de Reynold schreibt, daß es das schweizerischste Lied sei, das er kenne *)

In der Übersetzung von P. Maurus Carnot lautet das Lied:

„Quei ei miu grepp, quei ei miu crapp.
Cheu tschentel jeu miu pei;
Artau hai jeu vus da miu bab,
Sai a negin marschei.
Quei ei miu prau, quei miu clava,
Quei miu regress e dretg.
Sai a negin perquei d'engra,
Sun cheu jeu mez il retg.

Quei mes affons, miu agen saun
De miu car Diu schengetg,
Nutreschel els cun agen paun,
Els dorman sut miu tetg.
O libra, libra paupradat,
Artada da mes vegls,

*) „Ce sont les vers les plus suisses que nous connaissons.“ („La Suisse une et diverse“, pg. 261.)

Defender vi cun tafrada!
Sco poppa de mes egl.

Gie libers sundol jeu naschius,
Ruasseivels vi dormir,
E libres sundol si carschius
E libers vi morir.“

„Das ist mein Fels, das ist mein Stein;
Drauf seß' ich meinen Fuß;
Was mir der Vater gab, ist mein;
Wer fordert Dank und Gruß?

Feld, Scheune ist mein Eigentum,
Mit Weg und Steg mein Land;
Nach einem schau' ich dankend um,
Und — König heißt mein Stand.

Die Kinder, meiner Adern Blut,
Sie sandte Gott mir zu;
Mein eigen Brot ernährt sie gut,
Mein Dach deckt ihre Ruh.

O Freiheit, freier Ahnen Gut,
Ich schütze dich mit tapferm Mut,
Ob arm, hab' ich dich gern
Wie meinen Augenstern!

Frei war ich auf der Mutter Schöß.
Mein Schlummer furchtlos sei!
Ich wurde mit der Freiheit groß,
Und sterbend sei ich frei!

Weil die romanische Sprache seit Jahrhunderten in unserem Alpenlande gesprochen wird, ist es gewiß am Platze gewesen, das Festspiel der Zentenarfeier des Grauen Bundes in dieser Sprache vorzuführen, trotzdem das Fest von vielen Deutschen und Italienern besucht wurde. Ohne Zweifel haben die meisten, die zu dem Trunser Ahorn hinaufgepilgert sind, Lust und Freude an unserer flangvollen Sprache erlebt. In uns Romanen hat das prächtige Festspiel die Liebe zu dem edlen Gute unserer Väter wieder neugestärkt, sodß wir alle mit dem Dichter Gl. Camahias das schöne Volkslied anstimmen:

„Romontsch, Romontsch ei nies lungaig,
E viva nossa vierva
Schidig sco sin ils cuolms il matg
Verdegia nova jarva.“

„Romontsch, Romontsch, sei uns gegrüßt,
Es leben deine Laute,
So lang auf unsren Bergen sprießt
Im Lenz die Alpenraute.“

Mitteilungen der Schriftleitung

1. Die nächste Nummer erscheint — leider nur 4seitig — im Oktober. Einsendungen bis 30. September erbeten.

2. Der Aufsatz über die „Schweizerische Mittelschülerzeitung“ ist vom Schriftleiter veranlaßt worden, der — ein Gegner der freien Jugendbewegung — das unbeeinflußte Urteil eines Seminaristen über die sieben ersten Hefte der neuen Monats-

schrift hören wollte. Die erhaltene Arbeit ist rein referierender Art. Unser „Semin ar“ nimmt aber ebenso gern auch kritisch Stellung zu der „brennenden“ Angelegenheit. Möge sich jemand darüber äußern, wieweit die Schülervereinigungen einem Bedürfnis der Seminaristen entsprechen! Der Entscheid über die Berechtigung muß Sache der Lehrerschaft und Behörden sein.

Seminar

Beilage zur „Schweizer-Schule“

Schriftleitung: Georg Schneider, Seminarlehrer, Hitzkirch

Inhalt: Aus meinen Ferien — Ferienzeit — Verlorene Heimat — Jeder Mensch ein Künstler — Seminaristenbrief — Mitteilung der Schriftleitung.



Aus meinen Ferien

Alfred Brun, Hitzkirch

In den letzten Sommerferien hatte ich eine sehr lehrreiche Nebenbeschäftigung. Eine treubesorgte Mutter bat mich, ihrem Söhnchen einige Privatstunden zu geben. Der kleine Hans ging nämlich letztes Jahr in die erste Primarklasse. Auch heuer stellte er sich noch einmal in die Reihen der Abschüter, und dennoch hinkte er bedenklich hintennach. Vor kurzer Zeit war er trübselig von der Schule heimgeschlichen und hatte seiner Mutter geflagt: „Hüt het der Lehrer gseid, i müeß no einisch hode blybe.“

Recht gerne war ich bereit, diesem Knaben hilflich zu sein. Hänschen zeigte auch vom ersten Augenblick an viel Zutrauen; er versprach mir, recht fleißig zu lernen. In der ersten Stunde prüfte ich ihn im Lesen, Schreiben und Rechnen. Angstlich preßte er einen Laut nach dem andern hervor. Schüchtern sah er mich immer an, ob er auch jeden Buchstaben richtig benannt habe. Immerhin konnte er einige Zeilen ganz ordentlich lesen. Nur den gedruckten l kannte er nie, sooft ich ihn auch benennen ließ. Endlich fand ich einen kleinen Kniff, womit ich dem Bürschchen den unliebsamen Buchstaben unvergeßlich machte.

„Hans, siehst du denn nicht, wie dich dieser Kerl immer auslacht, weil du ihn nicht kennst? Schau, er streckt dir immer die Zunge heraus.“ Ich zeigte das kleine Zünglein, das oben am gedruckten l zu sehen ist. „Wenn er dir wieder begegnet, so stred' ihm auch ganz frech deine Zunge heraus, und dann kannst du ihm auch ganz sicher den Namen sagen. Du mußt aber aufpassen, denn der l hat noch einen Bruder, dessen Zünglein man auch immer sieht. Du kannst ihn aber leicht vom andern unterscheiden,

denn er hat einen großen Kropf. (b) Schau' ihn nur einmal an, ob's nicht so ist! Der heißt nun aber nicht l wie sein Bruder, sondern b.“

Ihr hättet nun sehen sollen, wie sich das Büblein über die beiden Brüder freute. Wenn er den l sah, streckte er sofort die Zunge heraus, lachte und gab ihm den richtigen Namen. — Ähnliche Mittel mußte ich noch viele anwenden, um ihm die Buchstaben einzuprägen. Die Hauptsache ist ja doch, daß man zu einem Ziele kommt, sei es denn auch auf etwas sonderbarem Wege.

Weniger ängstlich als beim Lesen zeigte sich mein Schüler beim Schreiben. Zielbewußt führte er den Griffel über die Linien hinauf und hinunter. Doch mit einigen ernsten Worten war er zu bewegen, die Lineatur zu beachten.

Im Rechnen dagegen stand es besonders schlimm. Ganz fest behauptete er: $1+1=9$. Dabei rollte er seine großen Augen, lachte mit dem ganzen Gesicht und freute sich unbändig über seine kühne Aussage. „Da gebe ich nun nicht nach, bis ich einen Fortschritt sehe,“ war mein Entschluß. In der nächsten Stunde wurde nur gerechnet. Doch der Schüler war der bessere Pädagoge als der Lehrer. Am Ende der Stunde sagte mir der Kleine, daß er keine Stunden mehr wolle, wenn er nur rechnen müsse. Damit hat er mir einen großen Fehler verbessert. Ich fasste den Entschluß, nie eine ganz bestimmte Zeit festzusezzen, während der ich ein Kind mit der gleichen Arbeit beschäftigen will. Sobald ich sehe, daß der Schüler kein Interesse mehr zeigt am Fach, so breche ich sofort damit ab; denn ich habe gefunden, daß dann alle Arbeit umsonst ist. Geduld führt eher zum Ziel als Zwang.

Ferienzeit

Joseph Wallmann, Hitzkirch

Ich träumte eben noch vom Musikunterricht im Seminar. Die ganzen Noten mit ihren weitaufgerissenen Mäulern kamen langsam näher geschlichen, während ihre viel behendern Verwandten, die Sechszehtels- und Zweiunddreißigstelsnoten in sinnenverwirrenden Reigen auf und nieder rasten. Ach nein, das ist ja eine Jazzbandmelodie von gestern abend! Jetzt erinnere ich mich, da ich wach liege. In der Stube drunten schlägt die Uhr: Eins, zwei . . . wozu zählen! Es stehen mir ja ungezählte Ferienstunden zur Verfügung.

Das ganze Dörfchen badet sich schon in der Morgensonne, als ich auf die Straße trete. Mir zur Seite schreitet ein netter Kamerad. Es ist zwar nur mein Hund. Bitte, machen Sie kein so verächtliches Gesicht! Er stammt aus dem königlichen Geschlecht der Rattensänger und heißt „Prinz“. Zierlich setzt er Bein vor Bein, das Haupt nach vorwärts gerichtet. Ich weiß nicht, wer von uns beiden es höher trägt. So schreiten wir durch die Wiesen, deren Blumen ob des vielen Taues noch nicht wagten die Kelche zu öffnen.

Bald nimmt uns ein Wald auf, von jener Ausdehnung und Romantik, wie man sie selten mehr findet.

Prinz drückt seinen Kopf leicht an mich. Auch er fühlt die Erhabenheit dieser Hallen; denn sein Auge blickt dunkler als sonst. Ueberhaupt sollten sie einmal sein Antlitz sehen! Augen hat er wie ein Benediktinermönch. Verzeihen Sie diesen fü-

nen Vergleich, aber ich kenne sonst keine Wesen, die solch tiefe, feurige Augen haben, wie jene. Prinz besitzt Augenbrauen von einer Buschigkeit und Länge, die ihn Nietzsche ähneln lassen. Seine Lefzen sind mit einem Bart von solch widerhariger Struppigkeit geziert, wie ihn Musiker zu tragen pflegen. Wir schreiten dahin, traumhaft, die Welt vergessend. Die Sekunden eilen, die Stunden zerrinnen. Ein Fluss gebietet uns halt. Ein hoher Kalkfelsen, so weiß und glatt wie Marmor, bildet das diesseitige Ufer. Ein Stein lädt uns zu ruhen ein. Prinz setzt sich neben mich. Ich schaue in die leise rauschenden Fluten, die ineinander verlaufen wie die Farben eines zarten Gemäldes. Meine Ohren lauschen dem mächtigen Rhythmus des Flusses und dem plätschernden Lachen der Wasser. Das Ganze kommt mir vor wie eine Beethoven-Sinfonie. Die leise rauschenden Tannenwipfel spielen dazu eine wundersüße Harfenbegleitung. Prinz träumt irgend einem Problem nach. Die rote Zunge hat er leicht auf die Spitzen der Zähne gelegt, und seine Augen schauen nach der weißen Felswand, als ob er dort ein neues Mane Thekel Upharsin entdeckte. Ich zerstückle einen Ast und werfe langsam Teil um Teil ins Wasser. Sanft werden sie von den Fluten fortgetrieben. Sie überschlagen sich und sind um die ferne Biegung verschwunden. Prinz nicht. Ich glaube, er schläft. Ein müder Hauch geht über Wald und Welt. Der Fluss rauscht. Die Sekunden eilen; die Stunden zerrinnen. Es ist Ferienzeit.

Verlorne Heimat

K. Stieger, Rorschach

In Oberriet, meinem Heimatort, spricht man in den meisten Wörtern ein *oa*, wo wir *ei* haben. Dort sagen sie: „Hoa, woascht, aloa, Moatli.“ In Altstätten heißen die gleichen Wörter: „Ha, wascht, Matli“; und doch sind die beiden Orte kaum zwei Stunden voneinander getrennt. Zudem ziehen die Oberrieter stolz nach dem Altstätter Markt, der jeden Donnerstag abgehalten wird. Dort rumpeln sie gewaltig mit ihren Karren und wollen eine Sau „verkosten“ oder eine Kuh „hoa schloapse.“ Sind laut wie die anwesenden Kriesner oder „Muntlinger“ oder Appenzeller, und der Altstätter ist auch nicht still in seiner „Hamel“, und jeder spricht eine andere Mundart.

Dann am Nachmittag hockt das reinste Durcheinander in den Wirtshäusern und „vertuschiert“ über alles „Glomp“. Ueber „malesigje“ Männer, über einen „tusigs Kanali“ (einen Durchtriebenen),

einen „Luftschmeider“ (einen Aufgeputzten, der sogar die Luft beschüffelt) oder über einen „Stedlisunker“ (der nicht weiß, wie er genug schön schreiben muß), und jeder hat etwas zu sagen; und das rinnt und tönt wie der Regen in einer „Pfätene“ (Dachrinne). Nur die ganz „Storigen“ (Einfältigen) hocken in einer Ecke und sind wie ein Ziehbrunnen der „galt“ ist (von dem kein Wasser zu erhalten ist), sind stumm wie ein „Ahau“ (Scheiterstock). Die andern aber ziehen Luftgespinste und „bäseln“ den ganzen Nachmittag um irgend einen Gegenstand herum bis einer aufsteht und sagt: „Aber was Teufels sitzen wir denn hier und verplämpern die Zeit?“

Dann später vielleicht kehren sie schwer und prozig nach Hause. Aber beim Anblick ihrer alten Hütten sinkt der unnatürliche Stolz jäh in sich zusammen, und heimatliche Wärme kriecht wohlig

in die alten Glieder hinein. Sie bleiben die Alten, und wenn hundert Züge durch ihr Dorf pfeifen oder wenn Bub und Mädchen tagelang in die Städte hineingucken. Wenigstens solange sie noch Bauern sind.

Zieht aber eine Familie in die Stadt, so legt das bleiche Benehmen leise seinen Saum um den Körper der Menschen, denn als ein dunkles Licht kommt langsam das Neue geschlichen, und es legt sich auch in die Sprache hinein. Aber groß wie Berge in der Nacht ragt die Eigenart im Denken und Handeln ihrer Väter stumm aus den falschen Klängen heraus und geht über auf die Kinder. Die gehen umher wie alle. Nur manchmal an einem dummen Tag hören sie ein Tönen, wie von Dörfern, draußen vor der Stadt.

Dann viele Jahre später treten sie mit einem verlorenen Schatten langsam in den Heimatstraßen, wo sie nie gewohnt, umher und hören eine Sprache, die sie nie gesprochen und fragen lauschend, was das für ein mächtiges Erinnern sei.

Denn in der Stadt, zwischen steilen Häusern und erbleichten Mauern, kam es an müden Tagen bange aus den Weiten gezogen, mit Gesang; es

war ein vertrautes Lied, das man draußen zwischen Blumengärten singt, im Frühling, wenn der Wind den Blütenduft in die Städte treibt, und im Winter, wenn die Menschen nach dem Frühling verlangen.

Es lösten sich Worte vom Herzen los, schlethen, daß man sie aufnahme und ausspräche. Gedanken blühten heiß empor, sagten einige Worte: „Heimat, Kindheit, Mutter.“ Ahnliches mußte schon einmal ausgesprochen worden sein: Früher. Sie sehen es im Geiste: groß war das Land und sonnig, und die Mutter neigte sich über ihnen und sprach solche Worte über ihren Kindern. Wie von ihr kamen auch jetzt die bekannten Laute, und es rauschte wie Wind von irgendwoher. Aus der Jugendzeit. Das aber ward ein jauchzendes Sichselbstkennen.

Daran erinnern sie sich und werden weit wie eine Sehnsucht. Jetzt hören sie die Muttersprache laut und fühlen den leisen Klang darin und den weichen Saum, der zur Mutter hinüberschlägt, und ferne liegen, schief und kalt, kalte Mauern einer Stadt. Bei Tage lieben sie diese, in der Nacht aber den stillen Ort, welcher einsam in der Weite liegt, und sie lieben den leisen Klang darin.

Jeder Mensch ein Künstler

Wir alle sind Künstler. Freilich denken wir zu wenig daran. Die Werkstatt, in der wir arbeiten, ist groß und weit; und unser menschliches Auge kann die vielen Mitarbeiter nicht überblicken. Rechts und links an den Seiten des großen Mittelganges der Werkstätte sind unsere Arbeitszellen, unsere Plätzchen. Da kannst du ganz für dich allein arbeiten, oder vielmehr an dir selbst. Deinen Charakter sollst du da bearbeiten und ihn zu einer Kunstfigur herausmeißeln. Hast du dich schon oft daran erinnert, oder hast du es bis heute vergessen? Ein großer Meister, ja der allergrößte Künstler nahm uns an als seine Gesellen, als seine Arbeiter. Er schenkte uns die zu formende Masse, umgab uns mit allen möglichen und nützlichen Werkzeugen. Zuerst halfen uns die lieben Eltern, die ältern Geschwister und die Vorgesetzten, die Masse zu formen und die Werkzeuge recht zu benützen. Der Meister aber verlangte gar bald, daß wir nun selbst die Hauptarbeit leisten. Wenn wir mit Aufmerksamkeit den ersten Meißelzügen gefolgt sind, so haben wir bemerkt, wie leicht die Arbeit auszuführen war. Jetzt, da wir allein arbeiten müssen, steht der große Steinblock hart, manchmal sehr hart und kaum zum Behauen vor uns. Wir glaubten, die Hauptarbeit schon hinter uns zu haben, weil man uns allein meißeln ließ. Aber dem ist nicht so.

Nur zarte, feine Linien hat uns der Meister vorgezeichnet, und unsere ersten Mitarbeiter haben diese ein wenig ausgemeißelt und nachgehauen.

Aber kaum zu erkennen ist das Bild, das da herauskommen soll: unsere Seele, das Ebenbild Gottes, unser vollkommener Charakter. Daz die Arbeit mühsam und hart sein und sehr viel Geduld und Ausdauer kosten kann, haben wir alle schon erfahren. Damit uns aber die Freude an diesem Schaffen nicht schwindet, zeigt uns der Meister immer wieder sein eigenes, wunderbares Bild, darnach das unsere ja gezeichnet ist. Aber nicht nur sein Bild zeigt er uns zur Aufmunterung, nein, er kommt selbst und hilft und meißelt mit.

Schon oft sah er, wie wir vor eitgen Kanten zurückgeschreckt und wie wir allen Mut zusammennehmen mußten, um die vorgezeichnete Linie herauszuarbeiten. Darüber freute er sich sehr und sandte uns neue Hilfe, vielleicht auch ein neues Werkzeug. Benütze sie fleißig, wenn sie vielleicht bei ihrer Anwendung auch ein wenig schmerzen! Umso schneller und schöner wird dein Bild vollendet sein. Arbeitet fleißig und mit Eifer! Saumseligkeit und Lässigkeit kränkt unsren Meister tiefs, mehr aber noch schmerzt ihn unsere Mutlosigkeit und unser Misstrauen. Er ist ja so gerne bereit, zu helfen und zu retten.

Und du brauchst seine Hilfe, denn bald mußt du deinen Schülern ein Meister sein. Erinnere dich dessen oft, denn du wirst für sie einmal Rechenschaft ablegen müssen. Wenn du die vielen kleinen Arbeiter um dich versammelt hast, mußt du sie alle erst nach ihrer Arbeit prüfen. Jedes Kind wird ein

anderes Steinklötzchen empfangen haben; jedes verlangt eine andere Behandlung. Viele Widerstände werden dir entgegentreten, und du wirst manchen harten Stein finden. Denke dabei aber an den größten Meister, wie er mit dir selbst Geduld tra-

gen mußte. Und wie groß wird einst deine Freude sein, wenn du diese Bildchen dann als vollendete Kunstwerke schauen darfst, dort, wo alle einst ausgestellt werden.

Anna Bach, Institut Heiligkreuz, Cham.

Seminaristenbrief*)

Meine Lieben!

Einen braven Sohn zu haben, ist ein großes Glück für die Eltern. Und je folgsamer der Sohn ist, desto größer ist ihr Glück. —

Einen solchen Sohn wünsche ich Euch, in Ermangelung eines bessern, von Herzen. Ein solcher Bub ist der Augapfel der Familie, das unbesleckte Wappenschild im Kreise der neidischen Verwandten. — Kurz, er ist die Blume der Erziehung. —

Gibt nun dieser Sohn Landwirt, so loben die Eltern seine ungeheure Kraft; wird er Bäcker, so röhmt man seine Säuberlichkeit; fühlt er sich berufen zum Advokaten, Doktor, Pfarrer oder gar zum Lehrer, einfacher: studiert er, so loben alle Leute seine hohe Intelligenz; er weiß soviel schwere, unverdauliche Fremdwörter. Man lobt ihn und erwähnt nebenbei, mit einem schäflichen tiefen Einatmen, die Summe Gelbes, die der teure Sohn schon gekostet hat. Aber die Eltern geben alles gerne hin für ihre Kinder.

Das weiß nun zufällig der fleißige Sohn, und nicht deshalb, nein entschieden nicht, sieht er öfters fleißig am Bierkrug und arbeitet, er studiert dort Lebensphilosophie, er löst die tiefen Probleme des menschlichen Daseins auf. Aber zuletzt studiert er, ob auf den kommenden Tag keine Aufgaben zu lösen sind.

Aber am Ende der Jahre (von jetzt an rede ich nur noch von mir) kommt die Prüfungszeit. Da steht der arme Kerl schon um 5 Uhr morgens auf, legt sich erst um 10 Uhr abends müde aufs Bett und schanzt und doch. Schließlich schwingt er sich durch, und am Ende sagt man zu neidischen Verwandten und bösen Nachbarn: „Ja, unser Sohn will nun nicht mehr studieren, er hat jetzt genug!“ Durch besondere Wahl kommt er als Lehrer nach Hinterkümpfliz oder Untergrünlingen und — bleibt dort bis an sein Lebensende. Sein Gesangverein und der neugegründete Kegelklupp (man sagt doch Klupp, Clu „b“ ist so fad) bestatten unter Tränen, Trauerreden und tiefergreifenden Totenliedern die sterblichen Überreste ihres lieben gescheiten Schulmeisters. — Er ist dahin. — Und eben dieses Glück

wünschen ihm die Eltern von Herzen: angesehen soll ihr Sohn sein, von der Scheitel bis zur Sohle, von der Schule bis zum Grabe. Und halt — vielleicht kommt nachher noch eine Statistik hervor, welche die Anzahl Taten angibt, die er gegeben hat.

Meine Lieben, so könnt Ihr mich auch haben, aber vorerst bleibe ich noch Euer teurer Sohn. Diesmal bin ich wohl besonders teuer, da mein Geld ausgegangen ist und meine Beine auf „Esel stred' dich“ nicht reagieren. Ich brauche nicht viel, nur so viel, daß ich nicht bald wieder schreiben muß.

Dank, Gruß und Kuß. Euer unvergesslicher, teurer Sohn

R i c h a r d.

R. B. Ich habe Hunger, schick mir „Schäublinge.“

Schweizerdeutsche Sprichwörter

Was zwängg Jöhr es Chälbli ist, ged fe Chue meh.

’s isch nüd, wenn men e Hund mues uf d’ Jagd träge.

Der Muni isch guet ablo, aber bös abinde.

Me ha d’Jugund nit vellig inar Vogulchebig isperru. (Wallis).

Es ha lei Geiß elei stoße.

Wenn ’s Chind tauft isch, will en jedere Götti sy.

D’Welt isch en ebige Heuet: die eine macheb Schöchli, die andere verzettled sie wider.

Mitteilung der Schriftleitung

Die nächste Nummer erscheint, wieder 8seitig, im Christmonat. Die Beiträge müssen bis 20. November eingesandt werden. Jene Seminarien, die bisher noch nichts von sich hören ließen, werden freundlich um Mitwirkung gebeten. Besonders willkommen wäre eine aediegene Arbeit von größerem Umfang.

*) Ein junger Lehrer aus Rätien stellte diesen Brief aus seiner Studienzeit unftsiert zur Verfüzung, um zu zeigen, wie etwa ein Seminarist seinen Angehörigen zu Hause schreibt.

Seminar

Beilage zur „Schweizer-Schule“

Schriftleitung: Georg Schnyder, Seminarlehrer, Hüsli

Inhalt: Calonda Mars — Des Bergbuben Reise ins Seminar — Meine Lieblingsdichterin — Vom Lehrer und Erzieher — Unter dem Kreu



Calonda Mars

August Luzzo, Chur

Kaum hat der Wanderer, der mit der Rhätischen Bahn von Chur nach dem schönen, hochgelegenen Engadin fährt, die romantische Schynschlucht mit ihren fahlen, nackten Felswänden hinter sich, so wird seine Aufmerksamkeit auf ein neues Tal hingelenkt, das sich rechts von ihm öffnet. Es ist das alte, schöne Oberhalbstein, romanisch Sursees, mit seinen zwei berühmten Pässen, dem Julier und dem Septimer, die etwa tausend Jahre hindurch den Verkehr zwischen Italien und Helvetien vermittelten. Schon in den ersten Jahrhunderten nach Christus führte eine Landstraße durch das Oberhalbstein über einen der genannten Pässe. Sie wurde vom römischen Kaiser gebaut, und da sie ihm für die Verschiebung seiner Truppen sehr nützlich war, ließ er es auch an nichts fehlen, um sie in einem guten Zustande zu erhalten. Heute noch findet man auf der Bergeller-Seite des Septimers Überreste dieser römischen Straße.

Das Oberhalbstein ist ein sechs Stunden langes Tal mit mehreren gletscherreichen Seitentälern. Es hatte ehemals verschiedene Schlösser und Türme, die dort an dem alten Straßenzuge zu Schutz und Wehr und Angriff erbaut waren, jetzt aber zum größten Teil in Ruinen liegen.

Die Bewohner des Tales sind meistens einfache Bauern. Sie sind ausschließlich romanischer Zunge und bis auf einen verschwindend kleinen Teil katholisch.

Das Oberhalbstein besitzt heute noch keine Eisenbahn, infolgedessen ist der Verkehr hier nicht sehr groß, besonders zur Winterszeit nicht, während welcher die Passübergänge einen zwei bis drei Meter hohen Schnee tragen. Darum ist es auch zu begreifen, daß das große Getriebe der modernen Welt ohne starken Einfluß an unserem Tale vorbeifluts. Die Bewohner der Bergdörfer leben in

einem innigen Verhältnis zueinander. Wir finden bei den Leuten ein gewisses gemeinsames Mitempfinden und Mitfühlen, das mit dem Leiden nicht auslöscht. Die Gegend ist ohne Zweifel sehr geeignet zur Erhaltung alter Volksbräuche. Bei uns, besonders im oberen Oberhalbstein, laufen die bodenständigen Sitten und Gebräuche nicht so sehr Gefahr, im Trubel der Moderne unterzugehen, wie das im Engadin der Fall sein dürfte, bei der heutigen Internationalität dieses Bündnertales. Zudem sind unsere Bauern konservativ. Sie halten in manchen Dingen am Angestammten fest. So suchen sie noch immer ihre alten, schönen Volksbräuche, soweit es ihnen die jetzige Zeit erlaubt, aufrecht zu erhalten. In meinem Heimatort Marmels, dem zweitobersten Dörlein des Oberhalbsteins, freut sich jung und alt noch jetzt bei verschiedenen Festen, die nach alter Sitte abgehalten werden, wie z. B. Bunmang (Neujahr), Buaneia (Dreikönigstag), igl tschevar (Fasnacht), la dumenia digl latg meltg (Mittelssonntag), vinschigliung (Erntefest), ir par las olmas (Allerseelen) u. s. f.

Besonders sind es die Kinderfeste, die in unseren Dörfern sehr gepflegt werden. Das bedeutendste und ersehnteste von diesen ist für die Knaben neben demjenigen am Dreikönigstag wohl das mit Jubel und lautem Gepränge begrüßte Calonda Mars, der erste März. Gewiß freut sich die Jugend schon jetzt auf diesen festlichen Tag. Bei uns besorgen nämlich die Buben den Großbetrieb dieses Festtages. Die Mädchen haben allerdings auch etwas davon, und zwar etwas, das die meisten sehr erfreut, nämlich einen schulsfreien Tag.

Das Fest nimmt ungefähr folgenden Verlauf:

Am Morgen unmittelbar nach der hl. Messe versammelt sich die tapfere Bubenschär vor dem Schulhaus. Jeder Schüler, mit Ausnahme derer

des letzten Schuljahres, trägt eine große Kuhglocke oder Schelle. Hier werden sie alle von den Leitern des Festes nach ihrem Alter eingereiht. Dann geht's los! Sie ziehen den ganzen Vormittag das Dorf auf und ab, aus Leibeskräften ihre großen Kuhglocken (zampugns) und ihre helltönen den Schellen (stgellas) schwingend. Je mehr Lärm die Glocke macht, umso glücklicher fühlt sich der kleine ABC-Schüze. Gar stolz marschiert der älteste unter den Inhabern des Läutewerkes an der Spitze der Reihe. Dieses durchs Dorf Auf- und Abziehen nennen wir „Suner or“ d. h. den Winter ausläuten. Währenddessen sind die Führer auch nicht müßig. Jeder hat heute Arbeit in Hülle und Fülle. Einige von ihnen treffen die Vorbereitungen für den Umzug, der am Nachmittag erfolgen soll, die andern bereiten der wackern Schar, die draußen ununterbrochen und unermüdet dem Winter sein Ende verkündet „latg meltg“ d. h. Nidel und Polenta. Dieses Festmahl wird dann gegen elf Uhr gemeinsam genossen. Die jungen Freunde lassen sich das von ihren Mitschülern zubereitete Essen vortrefflich schmecken. Jeder sucht soviel nur geht unter Dach zu bringen. Sobald das Schmausen vorüber ist, stellt sich der Zug auf. Jetzt wird abmarschiert. Der älteste, mit dem Melheimer auf der Achsel, in der kleidsamen Tracht eines Appenzellersennen — mit kurzen Hosen, weißen Strümpfen, schön gestrichten Hosenträgern über dem blendend weißen Hemde, mit dem Sennentäppchen auf dem Hinterkopf, ein qualmendes Pfeifchen im Munde, — geht stolz seiner Mannschaft voraus. Die zwei Hirten mit ihren runden, platten Hüten, die mit vielfarbigen Blumen geschmückt sind, und einigen Ketten quer über die Brust, müssen dafür sorgen, daß „Kühe und Kälber“ in Reih und Glied verbleiben; sie sind zu dem Zwecke mit Stöcken bewehrt. Hintendrein zieht dann ein kräftiges Zweiergespann einen Schlitten, beladen mit einem Butterfaß, einer Milchgeße, einem Käsekessel und überhaupt mit allen Geräten, die der Senn zum Käsen braucht. In dieser Formation bewegt sich der Zug durch das Dorf. Natürlich hat er verschiedene Haltestellen, wo der Senn und die zwei Hirten folgendes Gespräch führen:

S e n n :

Oh, compagni in che paese siamo noi?
He, Freunde, in welchem Dorfe sind wir?

E r s t e r H i r t :

Siamo à Marmorera, non hai
visto là su quella stanga
che sta scritto Marmorera?
Wir sind in Marmels, sagst
du nicht dort auf jener Stange,
daß geschrieben stand „Marmels“?

Z w e i t e r H i r t :

Oh! Dio, che paese! non c'è
altro che due o tre case con
qualche stalla, altro non si
vede che cielo e monti.
Qui non possiamo restare per questa notte.
Ach Gott, ist das ein Dorf! Es
sind nur zwei oder drei Häuser mit
einigen Ställen, anders sieht man
nicht, als Himmel und Berge.
Hier können wir nicht übernachten.

S e n n :

Ebbene, in una mezz'ora
siamo à Sur.
Nun gut, in einer halben Stunde
sind wir in Sur.

E r s t e r H i r t :

Sur, Sur è peggio che peggio.
Non giace nemmeno presso la
strada postale e non c'è
nemmeno un'osteria.
Sur, Sur ist noch viel schlimmer.
Es liegt nicht einmal an der
Landstraße und besitzt
ja keine Wirtschaft.

Z w e i t e r H i r t :

Ebbene in un'ora siamo ci Molini.
Ai Molini c'è un bellissimo Albergo
per noi, beveremo, e canteremo
allegramente e chi la sa godere!
Gut, in einer Stunde sind wir in
Mühlens. Mühlens besitzt ein pracht-
volles Hotel für uns, wir werden
trinken, singen, fröhlich sein, laßt uns genießen!

S e n n :

Quanto ne avete voi?
Wieviel besitzt ihr?

E r s t e r H i r t :

Jo non ho altro che due o tre
palanche, e credo che neppur
queste siano buone, perchè sono
italiane.

Ich habe nichts anderes, als
zwei oder drei Planken*) und ich zweifle,
ob die überhaupt gültig sind; es ist italieni-
sche Münze.

Z w e i t e r H i r t :

Ebbene ho sentito che qui à
Marmorera siano della buona
gente, anderemo di cas'in
casa a domandare la carità.

Tröstet euch, ich habe gehört, daß
hier in Marmels barmherzige Leute
seien; wir werden von Haus zu
Haus gehen, ein Almosen bittend.

*) Planke = Geldstück der Toskaner.

Alle:

La carità, la carità
e viva la gente
di Marmorera!
Ein Almosen, ein Almosen!
und hoch lebe das Volk
von Marmels!

Vielleicht wird mich der eine oder der andere meiner Kameraden im Unterland, der diese beschiedenen Ausführungen liest, fragen, warum bei einem Volksbrauch in einem stockromanischen Dorfe ausgerechnet ein italienisches Gespräch gehalten wird. Es mag das zum Teil daher kommen, daß die Seelsorge bei uns fast immer von italienischen Kapuzinerpatres besorgt wurde, die als Ortsgeistliche einen großen Einfluß auf unsere Volksfeste hatten und diese meistens leiteten. Zudem weicht unsere Mundart ziemlich stark von der Oberhalbsteiner Schriftsprache ab und nähert sich im entsprechenden Grade der italienischen Sprache. Das mag auch ein Grund sein, warum jetzt das Romanische aus unserer Volkschule verschwunden und das Italienische an seine Stelle getreten ist. Gott sei Dank, haben nicht alle Gemeinden des Oberhalbsteins unser altes, schönes Idiom so grausam behandelt. In den übrigen Dörfern geht die Bubenschär am ersten März unter die Fenster und singt das anmutige romanische Liedchen:

„Calonda Mars, calond'Avregl,
Laschè la biestga ord nuvegl.
L'érva crescha, la neiv schmarschescha.
Lez dar a nous, che Dia az banadescha.
Cucu, cucu, clom or digl got,
Erva, erva vign'igl bagn bot,
Plompa, plompa lasch', ta catar.
Lasch'ans cantar, sunar, balar.
Igl anprem de da Mars
Lagnsa cuschinär
Pizochels, pizochels
Lagnsa giantar.
Lagn ni sadar ni sapuladrar;
Leghers, leghers lagnsa bagn star."
Treibt das Vieh hinaus zur Weide.
Das Gras wächst, der Schnee schmilzt.
Wollt uns etwas geben, daß Gott euch segne
Kuduk, Kuduk ruft's aus dem Wald.
Gras, Gras gibt es ja bald,
Glocke, Glocke laß dich finden.
Laßt uns singen, spielen, tanzen,
Am ersten März
Wollen wir kochen;
„Pizodel, Pizodel"
Wollen wir essen.
Wir wollen weder rausen noch taumeln,
Fröhlich, fröhlich wollen wir sein.

Nach dem Umzug geht man wieder in das Schulhaus zurück. Zwei Abgesandte, ils porta satgs

(Gadträger), gehen jetzt von Haus zu Haus und nehmen die Gaben, die von der Einwohnerschaft freigebig gespendet werden, schmunzelnd in Empfang. In manchen Orten bitten sie um diese Gaben mit folgenden Worten:

Calonda Mars, calond'Avregl,
Laschè las vatgas ord'uvig!
Las vatgas von cun igls vadels,
Las tgoras cugls ansols,
Las gaglinas fon igls ovs,
L'erva crescha,
La neiv schmarschescha,
Schi ans dez ensatge,
Dia az banadescha,
Schi ans dez navot,
Sch'igl louv az sblota
E magna giu da Scalota*)
Treibt die Küh aus dem Stall!
Die Küh gehen mit den Kälbern,
Die Ziegen mit den Zicklein,
Die Hennen legen Eier,
Das Gras wächst,
Der Schnee schmilzt,
Gebt ihr uns etwas,
Dann segnet euch Gott.
Gebt ihr uns nichts,
So zerreißt euch der Wolf
Und wirft euch über Scalota hinunter.

Diese Gaben bestehen zum Teil aus Eiern, Butter, Reis, Kastanien und dergleichen. Daraus kocht dann ein füchengewandtes Schulmädchen ein vortreffliches Nachtessen. Nach dieser gemeinsamen Mahlzeit wird capitschela (Blindekuh) gespielt. Unterdessen geht der Tag zur Neige. Der letzte Sonnenstrahl ist dem düsteren Schleier der Nacht gewichen. Eine friedlich feierliche Stille herrscht im kleinen Bergdörflein; nur im geräumigen Schulzimmer rast noch der Übermut der Knaben. Plötzlich verstummt auch dieser Lärm. Fröhlich und zufrieden gehen die brüderlich gemeinsam aufgewachsenen Jungen auseinander und ziehen sich in ihre Häuser zurück.

Wohl mancher wird mit dem Gedanken: „Scheide, daß Calonda Mars nur einmal im Jahre gefeiert wird," entzünden.

Im Engadin hat sich auch das Chalanda Marz in der Hauptsache ähnlich erhalten, nur mit dem Unterschiede, daß dort der Nachmittag, der bei uns mit Kinderspielen zugebracht wird, die Gestalt eines Kinderballs angenommen hat, wobei sich alle Schüler und Schülerinnen bis spät in die Nacht hinein im Reigen schwingen.

Man mag sich zum Kinderball stellen, wie man will; daß er aber mit pädagogischer Notwendigkeit in einen Volksbrauch der Schuljugend hineinge-

*) Scalota ist ein steiler Abhang zwischen Marmels und Mühlen.

hören soll, vermag ich nicht einzusehen, und die Tatsache, daß die Schulbehörden einiger Engadiner Gemeinden, unter welchen die tonangebendste jene von St. Moritz ist, in letzter Zeit den Kinderball abgeschafft haben, bestärkt mich in meiner Auffassung.

Calonda Mars ist ein uraltes Jugendfestchen, das sogar römischen Ursprungs sein und den Frühlingseinzug mit der traditionellen Alpfahrt symbolisieren soll. Daß es das Herannahen des Lenzes mit seinen warmen, sonnigen Tagen und all seiner Pracht und Herrlichkeit verkünden soll, kann man mit ziemlicher Sicherheit aus den Liedern, die die Festfeiernden am ersten März singen, schließen. Wer aber diesen eigenartigen Volksbrauch unter die frische Lupe nehmen möchte, um ihn mit den Verhältnissen unserer hochgelegenen Alpentäler in

Übereinstimmung zu bringen, wird sich vielleicht sagen, daß derartige Frühlingsfeste dem Zeitpunkte nach eigentlich mehr in das milde Italien als in unsere wilden Gegenden passen. Doch die alte Tradition des Calonda Mars — das Wort stammt vom römischen „Calendae“, — frägt nicht darnach; sie hat sich beinahe in unveränderter Weise von altersher bis auf den heutigen Tag erhalten, und das ist schön. Der erste März ist nicht nur den Schulbuben willkommen, nein, er ist für alle Dorfbewohner ein Tag der Freude.

Mögen nicht nur unsere bestehenden alten, schönen Volksbräuche weiter leben, sondern auch recht viele von denen, die im Laufe der Zeit verschwunden sind, der Vergessenheit entrissen und wieder zur Kenntnis des neuen Geschlechtes gebracht werden!

Des Bergbuben Reise ins Seminar

Erzählt von F. B. Sch.

Mehr als ein Vierteljahrhundert ist darüber hinwegerollt, seitdem ich als junges Blut, nach Überwindung vieler Schwierigkeiten, ins Seminar von Zug eintreten konnte. Und ich war ein Bergbub, rauh und eckig, dabei scheu und unbeholfen im Verkehr mit der übrigen Welt, ein Bergbub, der wohl verstand über grüne Berghöhen hinzuspringen, Kühe und Kinder zu hüten neben der Schulzeit, der wohl die Vogelnester und Fuchshöhlen in den nahen Wäldern kannte, der aber noch nie allein auf einer Eisenbahn gefahren war und eine Großstadt nur vom Hörensagen kannte.

Ein älterer Bruder begleitete mich ins Toggenburg, und von hier übernahm ein lieber Onkel, ein biederer Metzgermeister, die Führung. Mit dem ersten Frühzug ging's von Wil gegen Zürich, wo hin mein Begleiter Geschäfte halber gehen mußte. Der neblige Oktobermorgen war nicht dazu geschaffen, mir die landschaftlichen Reize dauernd in die Seele einzuprägen. Aber der Zug ging, und das gefiel mir. Endlich fuhren wir in das Häusergewirr der Stadt Zürich und bald nachher in die Halle des Bahnhofes ein. — Und da! Die vielen Menschen, die wie die Ameisen durcheinander ließen! Das Gerassel der Züge! Die gewaltige Halle! Der Escherbrunnen vor dem Bahnhof, die Pferdetrams, die Kutschchen und Wagen, die hohen Gebäude, die Läden und Schaufenster mit den vielen schönen Sachen! Alles das verwirrte meine Sinne. Mein stadtgewandter Führer und Begleiter, der Amerikas Städte durchwandert hatte, wollte mir Freude bereiten; er führte mich über Straßen und Plätze, in das städtische Schlachthaus, in die altpfälzische Kirche; er fuhr mit mir auf dem Pferdetram und auf der Drahtseilbahn; und wir verschwanden dann und wann in einem Restaurant. Das Leben und Treiben, das Ungewohnte und Neue erweckten mein Erstaunen und meine Verwunderung; aber nach ein

paar Stunden ermüdeten mich die Stadtwanderung derart, daß mir eigentlich schwindelig wurde. Gegen Abend nahte die schwere Stunde, da ich allein meinem Schicksal überlassen sein sollte. Der Onkel brachte mich in die Einstieghalle des Bahnhofs zu jenem Geleise, auf welchem mein Zug nach einiger Zeit einfahren sollte. Hier mußte ich warten, bis der Zug kam. Fort war der gute Vetter, verschwunden im Menschenwühl, und ich war allein, fern von Mutter und Vater, in der großen Stadt, unter lauter fremden Menschen, ein unbekanntes Ziel vor meinen Augen. Ein Gefühl der Angst und Bekommenheit rieselte durch meinen Leib. Der Uhrzeiger rückte vorwärts, nach den Mitteilungen des Onkels hätte der Zug da sein können. Wenn sich der Onkel geirrt hätte? Wenn ich mein Ziel heute nicht mehr erreichte? In steigender Erregtheit wandte ich mich an einen Bahnbeamten. Seine Versicherung, der Zug werde auf dieses Geleis kommen und bald einfahren, beruhigte meine ängstliche Seele nur für kurze Zeit. Daß zwei Linien meinem Bestimmungsorte zuführten, davon hatte ich keine Ahnung. „Altstetten-Affoltern-Zug“ flang's von einem andern Bahnsteig her. Nach Zug mußte ich heut abend noch unter allen Umständen. In ein paar Säzen stand ich drüben. Der Konditeur sah meine Angst und Aufregung. „Zeigen Sie das Billett! — Sie müssen nachzahlen.“ „Das tu ich schon, wenn ich nur sicher nach Zug komme.“ Bald ging's durch unbekannte Gegenden. Nach einer Stunde Fahrzeit näherte sich der Zug von Cham her in weitem Bogen meinem Ziel. Am Zugerberg drüben flammten schon die Lichter der Stadt. „Zug, alles aussteigen!“ Am Tage hätte es mir keine Sorge bereitet, das Seminar zu finden. Das Bild vom Pensionat St. Michael auf dem Umschlagblatt des Prospektes stand fest in meinem Gedächtnis. Aber jetzt war es Nacht. „Nun, ich werde das

große Haus schon finden, es müssen da sicher recht viele Lichter brennen.“ Der erste, den ich darnach fragte, wußte mir keine Auskunft zu geben. Eine Frau entgegnete mir, ich müsse noch weit hinunter an den See, dann links halten. Also los, die Straße geradeaus! Die graue Fläche ohne Lichter, das war der See. Nun links, zuerst dem See entlang, dann durch eine enge Gasse, unter dem Zeitglockenturm hindurch auf den hellerleuchteten Hauptplatz, wo die Wege wieder auseinandergingen. Der Platz war in jenem Augenblick menschenleer. „Du wirst es schon finden,“ dachte ich und lief vorwärts, die erste beste Straße. Das große, fabrikähnliche Gebäude mußte ja jeden Augenblick vor mir stehen. Die Zeit drängte. Aber die Schar der brennenden Lichter wurde immer dünner. Bald zündeten, unterbrochen von dunklen Straßenstrecken, nur noch vereinzelte Lichter in die Nacht hinein. Ich war auf dem unrichtigen Weg. Um halb 8 Uhr sollten die Jöglings im Pensionat sein! Wohin nun? Was nun? Was wird man von mir denken, wenn ich zu spät komme? Schweißtropfen rannen über die Stirne. Nur mit Mühe verhielt ich das Weinen. Da, einige zehn Schritte vor mir hörte ich sprechen. Rasch waren sie eingeholt, diese Leute, Mutter und Tochter. „Wo ist das Pensionat St. Michael?“ „Sie sind auf dem

falschen Wege, da kommen sie ja nach Aegeri. Aber kommen Sie mit uns, wir werden Ihnen den Weg zeigen.“ Ich atmete leichter. Nach ungefähr einer Viertelstunde sah ich wirklich das große Haus mit den vielen Lichtern. Ich verabschiedete mich mit aufrichtigen Dankesworten.

Das Hoftor des Seminars stand offen, und aus dem hellen Speisesaal des Hauses ertönte lautes Schwatzen kräftiger Bubenstimmen. Mein Herz klopfte mit ordentlich beim Betreten des Hauses. Zu wem muß ich nun gehen? Zum Herrn Direktor? Doch sicher! Welches ist sein Zimmer? Was wird der Herr sagen, da ich so spät und so allein komme? Ratlos stand ich einige Minuten draußen im Gang, in der Erwartung, es werde sich Gelegenheit bieten, über diese Fragen Auskunft erhalten zu können. Umsonst. So trat ich denn in den Saal zu den andern Jöglingen. Das wachsame Auge des Präfekten erspähte mich. „Bist du soeben angekommen?“ lautete die Frage. Dann aber führte er mich in den Schlaßsaal und zeigte mir Bett und Schrank. Mit den andern Buben, die lachten und scherzten und sich schon balgten, setzte ich mich zu Tische. froh, mein Reiseziel erreicht zu haben und doch bangen Herzens, denn noch stand die Aufnahmsprüfung bevor.

Meine Lieblingsdichterin

„Eine Dichterseele gibt uns aus dem Reichtum ihres eigenen Herzens. Sie muß rein und edel, heilig und erbarmend sein.“ Solch eine echte Dichterin war Maria Herbert, die liebe, gütige.

Geboren wurde sie am 20. Juni 1859 im altertümlichen Städtchen Melsungen. Sorgsam wurde sie von ihren Eltern behütet. Zu ihrem Vater, von dem sie Wahrheitsliebe und Bekennersinn geerbt, flehte sie: „Lehr' mich so einfach sein wie du.“ — Doch genoß sie nicht für lange Zeit selige Kindertage; bald wurde das Leid ihr stiller Gefährte. Trauernd gedachte sie der so bald entchwundenen Seligkeit, der verschütteten Friedenshallen. Von der Jugend, die in langen Locken an ihr vorübergegangen, verlangte sie ihr Recht.

„Gib, so rief ich, mir das süße Glück,
Das du damals schuldig mir geblieben!
Meine Hoffnung, gib sie mir zurück
Und mein Recht auf grenzenloses Lieben!“

Früh regte sich in Maria die Dichterin. Sie mußte singen und schrieb nieder, was sie erlebte und fühlte. Ihr Talent wurde gefördert durch das Einwirken einer jungen Amerikanerin. Eifrig arbeitete sie weiter. Und das Leid meißelte an ihrer Seele. Da fand sie einen Freund, der später ihr Gemahl wurde: Heinrich Kreiter. Des Lebens Sommersonne ruhte auf ihr.

„Nun steht mein Garten der Rosen voll,
Nun glüht es auf allen Rabatten,
Die roten Flammen brechen hervor,
Die lange geschlummert hatten.“

Doch wie schnell verflogen die zehn Jahre stillen Glückes! König Tod, der ihr den Vater geraubt, holte auch ihren Gatten. Aber in ihrer Seele lebten seine Lieder und das Bild des Grabs, auf dem Rosen blühten. Von Rosen sang sie so gern:

„Einen Strauß von Rosen gab das Leben
Lächelnd mir in meine offne Hand,
Und ich schloß so fest darum die Finger,
Daz sich Wundenmale eingebrennt.“

Sie brach nicht zusammen nach dem Tode ihres Gemahls. Sie war sich ihrer großen Aufgabe bewußt; sie mußte sorgen für ihre Mutter und für ihre Kinder. Und diese Sorge brachte viele ihrer Werke an die Öffentlichkeit; so erschloß uns die weueste Herzengewunde die Schäze eines reichen Gemüts. Maria Herbert gab aus der Fülle ihrer tiefen Seele; sie war voll hingebender Mütterlichkeit, voll starker Wahrhaftigkeit und edeln Verstehens. Sie war eine Opferseele, an die der Ruf ergangen war:

„Du aber sollst mit Opferschalen steh'n
Wie eine Priesterin aus alter Zeit —
Im Tempel, wo ein Feuer schwelt,
Das nur dem Himmel seine Glüten weiht.“

Wie liebte sie das Kind, dem sie alles gab, das Leben und jede Stunde ihrer Arbeit; die Wirklichkeit schenkte sie ihm und hätte den kleinen, holden Buben gern für sich gehabt, doch:

„Dein Glück, mein Kind, werd' mit Gebet und Schweiß
Ich von dem Leben dir erringen müssen.“

Wieder nahte der Tod und nahm der Dichterin die Mutter, die sie so sehr geliebt. Umsonst flehte sie um einen Trost, ein süßes Wort, ein inniges Versteh'n von der Geschiedenen.

„Heb' aus dem Grund dein lang begrab'nes Haupt
Und lächle mich noch einmal gütig an.
Ach — keine, die so fest an mich geglaubt,
Ach — keine, die so viel für mich getan.“

Die Einsamkeit, die der großen Droste den Blick weitete, war auch Maria beschieden. In dieser Einsamkeit wurde sie immer größer. Sie strebte den Läuterungsweg des Kreuzes hinan. In ihrem Leide lernte sie die Menschen immer besser verstehen, sah immer tiefer hinein in ihre Not. Maria Herbert bleibt nicht an der Oberfläche, sie geht in die Tiefe der Seelen und gibt aus ihrer eigenen Tiefe. Sie fühlt sich berufen, Licht, helle, wärmende Sonne ins Dunkel zu tragen.

„Wir sind die Fadelträger fremder Nacht,
Die aus der Liebe Gottes frei Erzeugten,
Wir kommen zu der Armen Niedrigkeit
Zu schwer Gebeugten.“

So faßt Maria Herbert ihre Kunst auf; sie ist eine Dienerin der Liebe. Aus allen ihren Erzählungen spricht der Wunsch, der Menschheit zu helfen, sie auf Höhenpfade zu führen.

Zu ihren ersten Werken gehört der Roman „Das Kind seines Herzens“. — Graf Heklar ist ein Sonderling. Er faßt die Welt. In frühester Jugend ist eine Saite in seiner Seele gesprungen, er hat etwas vom Kostbarsten, was ein Kind besitzen kann, verloren: den Glauben an seine Mutter. Und damit verliert er den Glauben an alle Menschen; die Tore seines Herzens bleiben selbst dem eigenen Bruder verschlossen. Die Gehenswürdigkeiten fremder Länder, die Wissenschaft sollen ihn vergessen lehren. Doch endlich ist er der Einsamkeit müde. Für wen lebt er? — „Welch ein Wort, für sich selbst leben! es heißt tot sein.“ Er will seine Gedanken nicht mit ins Grab nehmen, und weil er seinem Leben Inhalt geben will, adoptiert er ein kleines Mädchen. Dieses Kind soll ganz sein eigen sein; der leibliche Vater muß auf alle Rechte verzichten. Graf Heklar erzieht Alexandrine ganz für sich; sein Werk soll sie sein, das Kind seines Herzens. Wohl erreicht das junge Mädchen eine gewisse Bildung, aber das Gemüt, das doch die eigenste Kraft der Frau ist, bleibt leer; und so ist es des Erziehers Schuld, daß das

Kind, das er in seinem Egoismus nur für sich haben wollte, auch nur sein eigenes Glück sucht; das lebhafte Blut seiner Eltern regt sich, Alexandrine will hinaus in die schöne Welt. Und so muß der Graf, der nach seiner bitteren Enttäuschung lernt, sich am Glücke seines Bruders zu sonnen, bekennen, daß der Mensch nur groß ist, wenn er über sein eigenes Selbst hinauskommt.

Lieb ist des Grafen Bruder, der fröhliche und doch so ernste Major, der ob allem Leid immer wieder an das Gute im Leben glaubt, mit seiner Frau, Alexandrinens schlichter, anmutiger Schwester, der die Mutter wohl nicht die glänzende Schönheit, aber ihr treues Herz geschenkt.

Maria Herbert strebt stets nach dem Idealen. Wie schmerzt es sie doch oft, wenn Menschen, die einander am nächsten sein sollten, kalt aneinander vorbeigehen oder einander in versteifter Selbstsucht das Leben verbittern. Die Dichterin erkennt diese Not; sie will den Seelen helfen zu innigem Verstehen, zu opferfreudiger Liebe, die sich leider so oft erst über dunkeln Grabeshügeln regt. In der „Lebensbeichte“ wirkt sie um größere Innerlichkeit, um stärkeres Einanderkennen, wie sie selbst im Vorworte sagt. —

Wie wenig kümmert sich doch der fröhliche Student um die Interessen seiner Mutter! Er hat sich, wie sein Vater, daran gewöhnt, daß sie sich in seine Gedanken hineinlebt, hat ihr großen Kummer bereitet, und erst wie er den Todesengel an ihrer Seite sieht, kommt ihm zum Bewußtsein, was sie für ihn war. Demand, der sorgte, pflegte wenn man frank war, betete, wenn man ins Examen ging, weinte, wenn man Unrecht tat, das war sie! Doch er will gutmachen. Und so bemüht er sich endlich, die Mutter, die für ihn gelebt, zu verstehen, sieht mit Bewunderung, welch tiefe, innerliche Natur sie ist, die sich niemals blenden läßt durch äußern Glanz, und diese letzten Wochen, in denen die Heldenin des Opfers, des stummen Ertragens ihr Kind ganz für sich hat, sind wohl ihre glücklichsten. Und auch der Sohn wird innerlich im Anblick der Seele seiner Mutter, die wie ein schönes Land voll Wunder vor ihm liegt: — Und doch, wie schnell verliert er sich wieder in Falter, Neuerlichkeit! Wie rücksichtslos ist er selbst gegen seine zarte, aufopfernde Gattin, die doch bedingungslos an ihn glauben wollte. Ehrfurcht vor Kathrinlies durchschauert ihn, wie er auf der ersten Seite ihrer „Nachfolge Christi“ die Worte liest: „Diese Liebe ist eine tiefe Wahrhaftigkeit“ und dann wohl die viel später geschriebenen: „Gott allein genügt.“ Er bekennt, daß sie zu den starken Seelen gehört, die von den Enttäuschungen nicht gebrochen werden, die das Leid nur viel enger mit Gott verbindet. Erst nachdem ihre Kräfte aufgezehrt sind, findet er Zeit, mit ihr nach dem

Süden zu reisen. Wie sie nach der Toteninsel Benedigs hinausfahren, feiern beide ihren Abschied von einander, und es beginnt die schönste Zeit ihres Daseins, in der sie ganz füreinander leben. — Nachdem die stille Frau geschieden, wächst der junge Mann an der Größe ihrer stillen Seele, befolgt aber auch die Lehre, die ihm seine Mutter über das Grab hinaus gegeben hatte: Dass unsere Liebe zu den Toten sich darin betätigen soll, dass wir ihr Leben in uns forsetzen. —

Maria Herbert ist eine echte Frau; das tritt immer in ihren Werken hervor. In unsren Tagen, wo das Weib die Rechte des Mannes auch für sich beansprucht, wo es doch seine schönste Aufgabe wäre, seine frauliche Pflicht, mit der ihm viel mehr gegeben ist, als dem Manne, treu zu erfüllen, helfend, verstehend, da ist es eine Wohltat, reinen Frauengestalten zu begegnen, wie sie uns Maria Herbert in ihren „Unmodernen Frauen“ schildert. Ja, es gibt gewiss noch solche, und wenn es ihrer viele wären, könnten sie viel Friede und große Freude in die Welt tragen und der Menschheit große Männer und Frauen erziehen.

In einem Rahmen sich wiegend, die tiefen Augen träumend in die Wellen des Sees versenkt, finden wir Sibylla, das schöne, schlanke Mädchen, das so wohl behütet ist, das ruht am Herzen der Natur. Fast bangt uns vor dem Augenblick, in dem dieses Kind mit der Welt in Berührung kommen wird, die es nur aus Büchern kennt. Und doch wäre es gut, wenn Sibylla, auf deren Wesen eine stille Schwermut liegt, auch helles Jugendlachen höre. — Endlich findet sie eine Freundin, die ihrer würdig ist, ein willensstarkes Mädchen, das weiß, dass nur das Leben, das reich ist an freudigem Schaffen, wert ist, gelebt zu werden. Und in seinem Bruder, dem idealen Arzte, sehen wir einen wahrhaft edeln Mann. Wie schön sagt er in einem Briefe an seine Schwester, die Musikerin ist, sie solle die Menschen mitnehmen in eine heitere und schöne Welt, damit sie den Kampf wieder leichter auf sich nehme, er aber müsse alles Elend, alle Schuld kennen, um helfen zu können, „denn nur die Wissenden können helfen und verstehen“. Der Beruf des Arztes, wie dieser Menschenfreund ihn auffasst, ist etwas Erhabenes. —

Es scheint fast unbegreiflich, dass ein Mensch, der so schwere Schuld auf sich geladen hat wie Bettina, so tief sühnen kann. Sie gibt sich hin für Mann und Kind ihrer Schwester in aufopfender, geduldiger Liebe. — Doch das Herz, in dem großer Hass gewohnt, ist auch fähig zu heißer Liebe.

Und dann die stille Maria, die in ihrer ungestillten Trauer um ihr früh verlorenes Kind, in ihrer Liebe für die Armen gern alles hingäbe, die

unerschütterlich an die Wahrhaftigkeit der Menschen glaubt.

Ja, es sind herrliche Frauengestalten, die die Dichterin in diesen Novellen zeichnet, „der Typus der Güte, der Einfachheit und Selbstzucht.“

In einem ihrer Lieder greift sie zurück in die traurige Zeit des Hexenwahns. Wie schön ist die Jungfrau mit den großen, hellen Augen trotz des Brennens und Folterns, als sie die Freiheit, die ihr ein leidenschaftlicher Junker bietet, verschmäht und jauchzend dem lodernden Feuer die Arme bietet:

„Ich komme, o Freiheit, o selige Lust,
Ich komme, ihr rettenden Brände.“

Natürlich ist es, dass Maria Herbert verehrend und liebend aufblickt zur größten Dichterin, zu Annette von Droste, die sich emporgerungen zur Nähe Gottes, der ungestillte Liebe, tiefe Demut, inniges Verstehen und heiße Worte gegeben waren.

Doch auch große Männer preist Maria. Sie versenkt sich in die Kunst eines Leonardo, eines Raffael; doch der liebste unter den Künstlern ist ihr Michelangelo, der so lange einsam gegangen, in dessen dunkle Tiefen nur eine Seele geschaut, die er auch so bald vermissen musste, die große Vittoria Colonna. Gerade diese Einsamkeit gab ihm die große Sehnsucht, die er mit überschäumender Kraft in den Stein goß, aus dem er mächtige Gebilde schuf, dem er sein stolzes Leben anvertraute.

„So konnt' ich tun! Doch als zum Ende kam
Mein irdisch Sein, da kniet ich doch vor Gott
Mit heißen Augen, tränenüberwogt.“

Vor dieser letzten Stunde, vor der die Stolzesten beben, wurde auch Maria Herbert bange. Sie fleht einen lieben Menschen an, ihr beim Nahen der Sterbestunde beizustehen:

„Mit deiner Hand in meiner Hand
Will ich vor Gottes Antlitz treten.
Lieb — eine Stund vor meinem Tod —
O komme, komm', mit mir zu beten.“

Doch sie brauchte sich nicht zu fürchten, sie hatte so viel für die Menschheit getan, so viel gesungen in der Sprache, die sie reden musste. Unzählig sind ihre Erzählungen. Sie rang sich durch heiße Lebensstürme und wandte ihre Schritte der ewigen Sonne zu. So konnte sie ja in Frieden sagen:

„Mein Herz ist ein getroster Gast,
Es schreit nicht unter seiner Last,
Es fügt sich ganz im stillen
In seines Gottes Willen.“

Furchtlos durfte sie dieses Jahr zur ewigen Ruhe gehen, zur Vereinigung mit ihren verstorbenen Lieben. Ihre Bücher aber reden und wirken weiter. Lisel Schumacher, Baldegg.

Vom Lehrer und vom Erzieher

Unter meinen Klassengenossen sind einige, die einst wohl recht treffliche Lehrer werden. Zu dieser Gruppe kann ich mich selbst kaum rechnen. Ich bekenne es neidlos, sogar stolz. Denn ich möchte einst vor allem Erzieher werden. Die so oft gehörte Forderung, daß einer Lehrer und Erzieher sein soll, ist nur beschränkt erfüllbar.

Lehrer und Erzieher sind wesensverschieden. Zwar treffen wir den reinen Typus nur in der Theorie; das Leben zeigt die verschiedensten Mischungen. Der eine ist mehr Lehrer, der andere mehr Erzieher. — Der Lehrer steht dem Wissenschaftler nahe, der Erzieher ist dem Künstler verwandt; die Menschheit bedarf aber beider.

Dem echten Lehrer ist der Wissensstoff die Haupt-
sache; im Schüler sieht er vor allem das denkende
Wesen, dessen Intellekt er auszubilden hat. Der
echte Erzieher dagegen achtet leicht das Unterrichts-
gut gering; im Kind erkennt er die Gesamtpersön-
lichkeit, die er nach jeder Richtung zu fördern ge-
willt ist.

Der Lehrer hat die leichtere Aufgabe; denn alle bildenden Einflüsse wirken mit ihm in der gleichen Richtung. Der Schüler selbst will seine Kenntnisse vermehren, nach denen er hungert und Verlangen hat. Die Eltern schätzen den Wert des Wissens und wünschen ihr Kind für den zeitlichen Kampf zu wappnen. Auch die Mitschüler unterstützen die Arbeit des Lehrers, ob sie wollen oder nicht; denn der Umgang mit Kameraden witzigt, macht klug u. pfiffig.

Ach, wie viel schwerer hat es der Erzieher! Elternhaus und Gasse hemmen oder vernichten gar oft den erzieherischen Einfluß von Schule und Kirche. Und das Schlimmste wohl ist, daß der Zögling selbst dem Erzieher nicht unbedingt mithilft.

Auch wir Seminaristen machen es nicht besser. Wohl geben wir uns ganz hin, wenn in einer Stunde etwas geboten wird, das uns wissenschaftlich paßt; aber widerstrebend verhalten wir uns, wenn man uns auf Fehler aufmerksam macht, selbst dann, wenn es in aller Güte geschieht. Wie brennen wir darnach, gescheit zu werden und von unsren Professoren viel zu lernen, wie leicht aber sind wir verstimmt, wenn wir merken, daß einer uns etwas anderes beibringen will als Wissen! Den erzieherischen Beeinflussungen gegenüber sind wir gewöhnlich sehr kritisch eingestellt; wir haben eine feine Witterung für Anspielungen und Bemerkungen. Dem Lehrer gegenüber sind wir sozusagen kritiklos. Wir nehmen an, daß er seine Sache versteht; und wir glauben ihm und lassen uns vertrauend führen. Gewiß haben wir keinen Grund, an der Erfahrung und an der redlichen Absicht unserer Erzieher zu zweifeln; aber hier wollen wir manchmal nicht glauben und vertrauen.

Wenn wir einst selbst vor Schülern stehen, werden wir wohl die gleiche Beobachtung machen. Der Lehrer wird und kann sich damit leicht absindern, wenn er nur sieht, daß die Klasse an Wissen und Können wächst. Wenn das Examen gut abläuft und der Inspektor den Unterrichtserfolg anerkennt, dann wird der Lehrer aus vollem Herzen dem lieben Gott danken für das früchte schwere Schuljahr. Der Lehrer hat seine Arbeit getan, und wenn er sie pflichtbewußt leistete, wird ihm und andern offenbar, daß die Schüler vorwärts gekommen sind.

Anders steht es um den Erzieher. Keine Prüfung, auch wenn sie eine Woche dauerte, kann seinen Erfolg darstellen. Nicht einmal er selber kann die Gewißheit haben, daß seine seelsorgerische Arbeit nachhaltige Wirkung haben wird. Mancher Schüler, auf den er große Hoffnungen setzte, wird ihn später enttäuschen. Manches Unkraut wird wachsen und wuchern, das er glaubte ausgerottet zu haben. Manches edle Reis, das er einem Wildling aufspülte, wird gekniet werden oder verdorrend absterben.

Wird sich der Erzieher ob solchen Erfahrungen entmutigen lassen? Er kann es nicht! Denn wer Erzieher ist, fühlt sich getragen von einem heiligen Optimismus. Er kennt die Mühen und Widerstände, aber seine Kraft erlahmt nicht. Selbst wenn er in einer bitteren Stunde verzagt war, rafft er sich von neuem wieder auf, und bei allen Misserfolgen tröstet ihn das unverlierbare Bewußtsein, das Beste gewollt zu haben.

Die erzieherische Persönlichkeit mag von der Welt verkannt werden. Gott allein kennt sie in ihrem wahren Wert. Gleich wie der Lehrer hoffend auf das Schulerexamen bangt, so denkt der Erzieher, hoffend und sorgenvoll, an die letzte Schlüßprüfung, vor der kein Schein gilt, wo schmungslos das Hohle hohl und anerkennungsvoll das Volle voll besunden wird.

Möge der gerechteste und gütigste Inspektor mir und meinen Klassengenossen gnädig sein und uns und allen unsren einstigen Schülern das wertvollste Reifezeugnis ausstellen können. H. M.

Unter dem Kreuze

Mein Herr, ich sehe Dich entstellt
in Todesschmerzen winden,
da muß der Hass der ganzen Welt
und alles Böse schwinden.

Nur Liebe, Liebe bleibe noch,
und ihre Rosen reichen
vom Kreuz zur Welt, von Gott zu Mensch,
bis alle Schatten weichen.

Erika Schubiger, Chur.